

Münchner Feuilleton

IKULTUR · KRITIK · KONTROVERSEN I

OKTOBER · NR. 89 · 5.10.2019 – 1.11.2019 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de

DAS DAS GRAUEN, GRAUEN, GRAUEN,

Horrorfilme und -Serien boomen wie selten zuvor. Was aber sind die Gründe für die Lust am Schaudern?

Grafik: Monika Huber

Woher kommt die Lust an der Angst? Sofia Glasl und Chris Schinke forschen nach, was es mit dem **Horror-Erfolg im Film** auf sich hat (S. 2–4) || **Auf nach New York!** Thomas Lassonczyk sprach mit **Philipp Stölzl** über seine Musical-Verfilmung (S. 5) || **Orientierungshilfe:** Matthias Pfeiffer hat eine Gebrauchsanleitung für die **Medientage** zusammengestellt (S. 8) || Cornelia Fiedler blättert durch **Steffen Kvernelands** erstaunlich helle Graphic Novel über den **Freitod** seines Vaters (S. 11) || Carolin Werthmann schürft **Blattgold in Moosach** (S. 12) || Sabine Leucht sagt uns, was man beim **SPIELART Festival** nicht verpassen sollte (S. 17) || **Unfassbar!** Petra Hallmayer portraitiert **Ruth Geiersberger**, die jetzt auch mit Pflanzen spricht (S. 18) || **Bewährt klassisch:** Klaus Kalchschmid hat die Herbstprogramme der großen Häuser und Orchester durchforstet (S. 22) || **Alles Gute zum Geburtstag!** Ralf Dombrowski gratuliert dem Komponisten **Nikolaus Brass** (S. 23) || **Musik mit Bedeutung** Jürgen Moises macht Lust auf deutschen Pop im Überfluss (S. 26) || **Es ist keine Schande, kein Künstler zu sein:** Christiane Pfau traf den Galeristen **Walter Storms** (S. 27) || **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Kunst, Tanz und Bühne ||



8 Jahre Münchner Feuilleton: Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de



Der schreckliche Pennywise treibt erneut sein Unwesen. In der aktuellen Verfilmung »Es 2« verkörpert Bill Skarsgård den Horrorclown | © 2019 WARNER BROS. ENTERTAINMENT INC.

Erfolg mit Verstörung

SOFIA GLASL UND CHRIS SCHINKE

Seit einiger Zeit macht sich eine gewisse Tendenz an der Kinokasse bemerkbar: der Erfolg des nackten Grauens. Angesichts schwindender Publikumszahlen in den Kinosälen wächst die Angst der Studios vor finanziellen Risiken und künstlerischen Wagnissen, vor allem im Mid-Budget-Bereich der Produktionen. Geprotzt wird eigentlich in Hollywood nur noch an der Superheldenfront. Denn diese machen sich immer noch bezahlt. Filme vom Kaliber wie die kürzlich erschienenen »Avengers: Endgame«, »Captain Marvel«, »Wonder Woman« oder »Spiderman: Far from Home« spielen ihre Kosten, die sich schnell auf bis zu 400 Millionen Dollar belaufen, nicht nur ohne Schwierigkeiten wieder ein und versprechen den Studios weltweite Erfolge, sie übertreffen ihre Produktionskosten in Form rekordverdächtiger Gewinnspannen. Milliardenereinnahmen sind hier keine Seltenheit mehr.

Die zumeist familienfreundlichen Heldenepen besitzen aber ein nicht minder erfolgreiches kleines, verkorkstes Geschwisterchen – das Horrorkino. Hinter den Erfolgen der Weltenretter brauchen sich die Vertreter der Monster-, Geister- und Massenmörderzunft nicht länger zu verstecken. Guckt man auf die Gewinne der jüngsten Gruselhits im Kino, wie etwa »Es«, »A Quiet Place« oder »Get Out«, ist es nicht ungewöhnlich, dass diese ihre Produktionskosten an der Kinokasse verzehn- oder gar verzwanzigfachen – für Hollywood ungeahnte Gewinnspannen. Was früher einmal Nischenprogramm für einen verschworenen Kreis von Genreliebhabern war, ist heute end-

Horror-Erzählungen im Kino und in TV-Serien feiern Konjunktur.

Zwar ist das Genre so alt wie die Filmgeschichte. Aber so ausgiebig wie heutzutage hat man sich selten dem wohligen Grauen hingegeben. Wir haben uns gefragt, woran das liegt.

gültig im Mainstream angekommen. Man kann von einer »blutigen Welle« sprechen.

2017 haben Horrorfilme zum ersten Mal insgesamt über eine Milliarde Dollar eingespielt. Gemeinsam haben die sehr unterschiedlichen Horrorfilme, dass sie es schaffen, die Zuschauer von der bequemen Couch, wo nach Belieben gestreamt werden kann, zurück in den Kinosaal zu locken. Woher aber rührt der große Erfolg der Gruselschocker beim Publikum?

Angesichts realer Gräueltaten wie dem wachsenden Rechtspopulismus in unseren Gesellschaften und den Bedrohungen durch den Klimawandel, wäre es nicht verwunderlich, würden die Zuschauer ausschließlich dem Heile-Welt-Programm des Superhelden-Eskapismus frönen. Eine Flucht ins Heimelige ist allerdings nicht zu verzeichnen.

Das Horrorkino: ein Spiegel der Zeit

Natürlich ist der Horrorfilm nicht zum ersten Mal in Mode – wirft man einen Blick in die Filmgeschichte, gab es immer wieder Phasen, in denen Horrorfilme Hochkonjunktur hatten.

So entstanden etwa in den 1950er-Jahren, also bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg und den von den USA eingesetzten Atombomben, viele Tierhorrorfilme, die auf diese Katastrophe Bezug nahmen – auf wissenschaftlichen Testgeländen mutierte und später entflohen Lebewesen verwüsten ganze Landstriche. So hielten in »Tarantula« (1955) beispielsweise Spinnen eine ganze Kleinstadt in Atem und in »Formicula« (1954) waren es Riesenameisen, die Angst und Schrecken verbreiteten.

In den späten Sechzigern kamen mit George A. Romeros Klassiker »Die Nacht der lebenden Toten« (1968) die Zombies auf. Tatsächlich revolutionierte Romero den Zombiefilm, denn er machte aus einer haitianischen Voodoo-Kreatur eine ganze Armee von Untoten, die einerseits als Metapher für die Vietnamheimkehrer gelesen werden konnte, andererseits aber als pessimistischer Kommentar auf den explodierenden Konsum des aufblühenden amerikanischen Kapitalismus. Dass in den letzten 10 Jahren gerade dieses Subgenre des Horrorfilms wieder obenauf ist, ist sicherlich kein Zufall. Mit Filmen wie »Puls« (2016)

wurde das Zombie-Motiv auch auf die Smombie-Generation übertragen, die Smartphone-Zombies. Mit »The Walking Dead« gingen die Zombies dann sogar in Serie, die neben dem Krieg gegen das raumgreifende und sich ausbreitende Unbekannte das Ausloten von Zusammenleben und Gesellschaftsmodellen ermöglicht und verschiedene Herrschaftsformen durchspielt.

Denn Film und Serie sind auch immer ein Kind ihrer Zeit und bilden sowohl ökonomische, gesellschaftliche als auch politische Gegebenheiten ab.

Der Berliner Medienwissenschaftler Prof. Dr. Marcus Stiglegger, der sich in seiner Forschung intensiv mit grenzüberschreitendem Genrekino auseinandersetzt, ist überzeugt: »Aktuelle Horrorfilme sind analysierbar als ein Spiegel gesellschaftlich nachweisbarer Krisen. Das kann man wunderbar sehen an einem Film wie »Get Out«. In dem Überraschungshit von Jordan Peele aus dem Jahr 2017 wird der latente Alltagsrassismus, der die amerikanische Gesellschaft durchsetzt, aus einer neuen Perspektive gezeigt und in einem Horrorszenario überhöht. Laut Stiglegger eignet sich gerade der Horrorfilm, aber auch das Science-Fiction-Genre, das oft mit dem Horror gekreuzt wird, ideal für diese grenzüberschreitende Zuspitzung: »Das liegt daran, dass der Horrorfilm sich mit menschlichen Urängsten beschäftigt und das Publikum mit bereits vorhandenen Ängsten konfrontiert, diese auf übersteigerte Weise verhandelt und somit verarbeitbar macht.«

Misstrauen gegenüber der eigenen Kultur

Das Rassismusproblem in den USA ist sicherlich ein Thema, das sich aktuell besonders prägnant im Horrorfilm visualisieren und problematisieren lässt. Stiglegger macht jedoch im sogenannten »Folk Horror« eine noch deutlichere Strömung aus, die sich, wenn man aus den USA nach Europa blickt, im gesamten angelsächsischen Raum feststellen lässt. Horror-Hits der letzten Jahre waren etwa Robert Eggers »The Witch« (2015), in dem sich eine junge Siedlerfamilie 1630 in Neuengland am Rande eines dichten Waldes niederlässt und auf übernatürliche Kräfte stößt, oder »The Ritual« (2017), in dem eine Männerclique bei einem Wanderurlaub in Norwegen in die Fänge einer gottähnlich verehrten Kreatur aus der nordischen Mythologie gerät.

Bereits in den Siebzigern war der Folk Horror sowohl in den USA als auch in Großbritannien beliebt, wichtigster Vertreter der damaligen Welle ist wohl Robin Hardys Film »The Wicker Man« (1973), in dem ein heidnischer Opferkult auf einer schottischen Insel für einen Außenstehenden zum Todeskampf wird. Ähnlich verfährt der 2018 auf Netflix erschienene Film »Apostle« des walisischen Filmemachers Gareth Edwards, hier geht es um einen heidnischen Kult, der regelmäßigen Aderlass fordert.

Das Setting in einer historischen, von Traditionen und einer eigenen Mythologie bzw. Religion geprägten Gesellschaft und der Clash folkloristischer Mythen mit der modernen bzw. zivilisierten Lebenswelt bilden den zentrale Konflikt. Stiglegger macht hier eine »sehr tiefe Entfremdung zwischen der Moderne und der Tradition« aus: »Es gibt aber auch Dinge wie den Backwood-Horrorfilm, der das Misstrauen gegen die unbekannteren Bereiche in der eigenen Kultur ausdrückt.« Filme wie Tobe Hoopers »The Texas Chainsaw Massacre« (1974), in dem eine Hinterwäldlerfamilie alle auf der Durchreise Befindlichen brutal abschlachtet. Seit Mitte der Nuller-Jahre gibt es auch hier eine Renaissance, etwa mit Alexandre Ajas »The Hills Have Eyes« (2006) und »Eden Lake« von James Watkins (2008). In »Tucker and Dale vs. Evil« (2010) wurde das Genre sogar persifliert und endgültig in das allgemeine popkulturelle Zeichenrepertoire aufgenommen.

Die weltweit erstarkende Neue Rechte, die durch Kriege bedingte Fluchtbewegungen dafür nutzt, Angst und Hass zu schüren, ist eine naheliegende Folie für eine Reihe der Folk Horror Filme. Ari Asters kürzlich erschienener Film »Midsommar« verdeutlicht die verführerische Wirkung von Sekten, die sich mit

Naturmythologien beschäftigen. Stiglegger ist überzeugt davon, dass dieser Trend noch eine Weile weitergehen wird: »Denn wir können darin eine Konfrontation mit kulturell Fremdartigem erleben und werden gezwungen, uns dazu zu positionieren und diese Position dazu zu hinterfragen. Das finde ich in den Filmen sehr konstruktiv.« Denn sie verfolgen auf dieser Ebene die entgegengesetzte Strategie zu Blockbuster-Produktionen. Wenn in Filmen wie »Der König der Löwen« oder »Black Panther« überkommene Systeme wie Patriarchate oder Monarchien verherrlicht werden, soll das

»Alle existenziellen Erfahrungen können im Horror zum Thema werden.«

Publikum das einfach hinnehmen. »Aber faktisch geht es ja nicht um Tiere, sondern es geht um Gesellschaftsmodelle, die metaphorisch umgeschrieben werden. In Horrorfilmen ist das nicht so einfach, da muss man sich schon bereiter zeigen, das zu hinterfragen.«

Als Zuschauer die Kontrolle behalten

Was aber können die tiefenpsychologischen Motivationen bei Zuschauern sein, sich dem Grauen von Horrorfilmen auszusetzen? Eine Antwort darauf weiß möglicherweise das Psychoanalytiker-Kollektiv der Reihe »Film und Psychoanalyse« im Filmmuseum München. Seit 11 Jahren kuratieren sie sehr erfolgreich eine Filmreihe mit einem Themenschwerpunkt pro Spielzeit, aktuell lautet dieser »Film im Film«. Auch Horrorfilme wandern immer wieder ins Repertoire der Gruppe. Diskussionen mit dem Publikum sind da vorprogrammiert. Die Psychoanalytiker Mathias Lohmer, Corinna Wernz und Salek Kutschinski stellen sich diesen Diskussionen und Publikumsgesprächen gerne. Denn neben ihrer Profession sind sie passionierte Filmfreaks, die sich für ihre Lieblingshorrorfilme wie »Alien«, »Die Fliege«, »Psycho« oder »The Shining« gerne in die Bresche werfen. Geleitet werden sie von Fragen wie: Was macht der Film mit dem Zuschauer? Warum sind bestimmte Themen zu bestimmten Zeiten relevant? Oder: wie erzielen Filme ihre Wirkung? Einig sind sich die drei in ihrem Urteil und ihren Deutungen nicht immer. In einer Hinsicht stimmen sie jedoch überein – und bestätigen auch Marcus Stigleggers Analyse. Das Betrachten von Horrorfilmen kommt ihnen zufolge einer Bewältigungsstrategie

gleich. Für Corinna Wernz geht es darum, »das Unkontrollierbare kontrollierbar zu machen«. Der Horrorfilm greife dabei auf eine Reihe von Topoi zurück, die der Zuschauer immer wieder aufs Neue zu bewältigen hat, mit dem Erfolgserlebnis, am Ende den Schrecken durchgestanden zu haben. Mathias Lohmer ergänzt an der Stelle: »In der Tat scheint es etwas Wiederkehrendes zu sein, dass man sich Schrecklichem, Grauensvollen aussetzt und stellvertretend miterlebt, um dann aber einen wohligen Abstand zum Grauen zu gewinnen.« Ein Grundmotiv vieler Horror-Erzählungen trete dabei deutlich hervor: das der Beeinträchtigung persönlicher Integrität. Auch Salek Kutschinski pflichtet bei: »Verängstigungen über die Integrität des eigenen Körperlichen sind ganz basal. Sie sind eine Reizquelle und werden immer wieder zum Motiv im Horrorfilm.«

In der Wiederholung des Gesehenen werde klar, dass man das Szenario stellvertretend immer wieder überlebt und verstörende Inhalte, die auch in Form von Tod und Krankheit Teil unseres Alltagserlebens sind, zeitweilig zu bewältigen vermag. Gefühle der Angst werden so zumindest kurzfristig befriedet.

An bildhaften Metaphern für die Bedrohung unserer seelischen Integrität mangelt es im Horrorkino wahrlich nicht. Egal ob durch Vampire, Zombies, blutdürstende Aliens oder durch axt- oder messerschwingende Meuchelmörder, die Existenz der überlebenschwilligen Protagonisten, mit denen wir als Zuschauer mitleiden, ist mannigfaltig. Von wem oder was dabei die Bedrohung ausgehe und wie sich die Bedrohung manifestiere, sei dabei nicht das Entscheidende, so Corinna

»Besonders häufig wird der weibliche Körper entstellt und zerstört.«

Wernz: »Alle existenziellen Erfahrungen können im Horror zum Thema werden, das Platzen, der Ekel, die Unkontrollierbarkeit, der Verlust von Extremitäten und Sinnesfunktionen.« So können sie auch stets alle zum Gegenstand von Verarbeitung werden. Mathias Lohmer dazu: »Unsere Ängste, wie alles Verdrängte, melden sich immer wieder, müssen immer wieder verarbeitet werden, das ist der natürliche Auftrieb des Unbewussten; das, was sinnvollerweise verdrängt ist, meldet sich und muss verarbeitet werden. An dieser Stelle helfen Geschichten, Narrative, Filme, weil sie auf einer symbolischen Ebene mit uns einen Zyklus durchmachen. Wir identifizieren

uns, wir gehen in diese Gefühle rein, wir erleben sie stellvertretend mit und wir kommen wieder unbeschadet raus. Damit geschieht ein Stück Verarbeitung.«

Nun handelt es sich bei den genannten Kategorien der Film- und Psychoanalysegruppe um – aktuelle Krisenereignisse hin oder her – zeitlose seelische Mechanismen, die nur bedingt Rückschlüsse auf die momentane Erfolgswelle des Horrorkinos zulassen. Die Gruppe benennt zudem weitere Gründe für die grundlegende Faszination des Horrors, darunter, so Wernz, »ein epistemologisches Interesse, den Körper und vor allem das Körperinnere zu erkunden« sowie tatsächlich auch »sadistische Impulse, die in den Menschen schlummern und die durch das Betrachten von Gewaltdarstellungen konfliktfrei abgeführt werden können.« Dabei fällt auf, dass besonders häufig der weibliche Körper entstellt und zerstört wird. Gerade im sogenannten »Slasher«-Subgenre werden prozentual sehr viel mehr Frauen umgebracht als in jedem anderen Filmgenre – der Archetyp dieses Genres ist wohl die Duschszene in Alfred Hitchcocks »Psycho« (1960). Man könnte glauben, dass damit das Zielpublikum sehr klar ist. Doch erstaunlicherweise ist das Publikum vor allem im Bereich der Horrorfilme mit paranormalen Erscheinungen und Slasher-Elementen wie etwa »Es« oder »Halloween« laut einer Studie aus dem Jahr 2018 ziemlich ausgeglichen – 49 Prozent Frauen und 51 Prozent Männer.

Die Genderfrage und das Horrorkino

Betrachtet man den Auftritt von Frauen im Horrorfilm genauer, beschränkt dieser sich nämlich bei weitem nicht auf die Zerstörung ihres Körpers, ganz im Gegenteil sogar. Laut einer Studie der University of Southern California aus dem Jahr 2017, die vom Geena Davis Institute beauftragt worden war, sind Frauen im Horrorfilm öfter zu sehen als Männer, haben mehr Screentime – nämlich 53 Prozent. Immerhin noch 47 Prozent des Dialogs wird von weiblichen Figuren gesprochen. Zum Vergleich: In allen anderen Genres sind Frauen lediglich 36 Prozent der Zeit auf der Leinwand zu sehen und bei Oscar-gekrönten Filmen sind es nur noch 32 Prozent, wobei die Frauen hier nur noch 27 Prozent des Dialogs vortragen. Zudem sind die weiblichen Rollen auch im klassischen Horrorfilm schon sehr divers. Denn bereits in den Siebzigern etablierte sich die Rolle des Final Girls, das man zwar stets nur mit Mark und Bein erschüttern-

Fortsetzung auf Seite 4

Anzeige

RECIRQUEL
BY BENCE VÁGI

Deutschlandpremiere

Paris de Nuit
im Spiegelzelt



Tollwood

26.11. – 31.12.2019
Theresienwiese München

Tickets & Infos
0700 - 38 38 50 24
www.tollwood.de

Wahlweise mit 4-Gänge-Menü
in Bio-Qualität buchbar!

A  müpa Budapest PRODUCTION © Attila Nagy



Philipp Stölzl | © Lisa Mathis

»Hier ist alles liebevoll selbst gemacht«

Herr Stölzl, vor knapp sechs Jahren legten Sie mit der Bestseller-Verfilmung »Der Medicus« ein opulentes Historienabenteuer hin. Jetzt lassen Sie mit dem Musical »Ich war noch niemals in New York« ein ebensolches Mammutprojekt folgen. Beide Filme könnten jedoch konträrer nicht sein.

Das ist ja gerade das Reizvolle an meinem Beruf. Ich mische meine Arbeit sowieso schon sehr stark, weil ich mit mindestens einem Drittel meiner Zeit für Bühnenproduktionen zur Verfügung stehe. Und ich liebe es, wenn zwischen den Dingen, mit denen ich mich beschäftige, ein starker Kontrast besteht. Auf der anderen Seite suche ich mir die Stoffe instinktiv aus. Und ich muss schon eine riesige Lust dafür verspüren. Das ist ja jedes Mal ein ganzes Stück Leben, das man hineingibt in jeden Film, jede Theaterarbeit.

Was war die Triebfeder, nun »Ich war noch niemals in New York« für die Leinwand zu adaptieren?

Dieses Genre wurde ja in Deutschland ewig nicht mehr gemacht. Und hier konnte ich von meiner Erfahrung durch die Arbeit an Musikvideos profitieren, aber auch an Operninszenierungen, wo man lernt, mit Musik szenisch umzugehen. Aber letztlich war dieses Musical auch für mich eine Fahrt ins Unbekannte. Und genau das finde ich an meiner Arbeit so gut, diese Neugier beim Entdecken eines neuen Genres, sich sozusagen neuen Tonlagen auszusetzen. Als nächstes werde ich »Die Schachnovelle« von Stefan Zweig verfilmen, einen klaustrophobischen Gestapo-Wahnfilm, der wiederum in Richtung Arthouse geht und im Vergleich zu dem bonbonbunten »Ich war noch niemals in New York« nicht gegensätzlicher sein könnte.

Musicals gelten als Kassengift. Ein Versuch, mit einer Neuinterpretation von »Im weißen Rössl« das Genre wiederzubeleben, scheiterte 2013 kläglich. Warum hat diese Filmgattung hierzulande keine Tradition?

In den 1930ern und 1940ern gab es durchaus den Operettenfilm oder die musikalische Komödie. Und in den Fünfzigern kam dann das Schlagerfilmgenre auf. Aber generell sind Musicals ein uramerikanisches Ding.

Einige Choreografen in Ihrem Film erinnern denn auch stark an das alte Hollywood. Diese darf man wohl als Verneigung vor der Traumfabrik verstehen?

Absolut. Der ganze Film ist im Prinzip eine einzige Hommage, nicht zuletzt, weil er komplett im Studio gedreht worden ist. So wie einst »Singin' in the Rain«. Das sind Werke, wo das Kino noch mit einem Bein im Theater stand. Und wenn die Menschen dann in einem Film zu singen anfangen, ist man auch schon mittendrin in dieser überhöhten, märchenhaften Welt. Und mir hat es besonders Spaß gemacht, zu schauen, wie man diese sehr spezielle Ästhetik lustvoll zitiert. Denn in Zeiten, in denen Streaming-Dienste immer dominanter werden und das Fernsehen nach wie vor eine Macht ist, muss man sich schon fünf Mal überlegen, was eigentlich der Mehrwert davon ist, ins Kino zu gehen. Und bei »Ich war noch niemals in New York« setze ich auf die Kraft der Musik, die man in einem Kinosaal mit Dolby Surround natürlich ganz anders spüren und erleben kann als daheim im Wohnzimmer.

Wenn man große Kinobilder schaffen will, ist es dann hilfreich, »nur« ein Studio zur Verfügung zu haben?

Durchaus. Es gibt zahlreiche Filmklassiker wie zum Beispiel »Casablanca«, die auch im Studio entstanden sind. Damals ging das gar nicht anders, weil die Kameras viel zu groß und zu schwer waren, um damit die Hallen verlassen zu können. Aber dieses extrem Konzentrierte, was einen Studiofilm aus-



Heike Makatsch in »Ich war noch niemals in New York« | © Upi Media

Philipp Stölzl liebt den Kontrast. Zwischen bildgewaltigem Historienepos (»Der Medicus«) und düsterem Klaustrophobie-Drama (»Schachnovelle«) hat der in Berlin lebende Münchner Kino- und Theaterregisseur das bonbonbunte Musical »Ich war noch niemals in New York« für die Leinwand adaptiert.

zeichnet, kommt hier dem Erzählerischen zugute. Denn man überlegt sich viel mehr, wie sich die Geschichte auf engem Raum kraftvoll aufbaut. Ich sehe das also nicht als Handicap, sondern als Chance, eine Story relativ speziell erzählen zu müssen oder zu dürfen.

Die Schlagermusik wird von der Kritik ja selten gelobt, auf der anderen Seite liegt den Interpreten ein Millionenpublikum zu Füßen. Wie kommt es zu dieser Diskrepanz, und warum ist bei Udo Jürgens noch mal alles ganz anders?

Dieser Mann ist auf jeden Fall ein Phänomen, die Welt der Schlager aber noch einmal eine andere Kategorie. Diese Fans sind anders als Menschen, die etwa Rock oder Pop hören. Das kann man auch am Publikum von Schlagersendungen gut ablesen. Hier sieht man, wie das die Leute begeistern kann, während es anderen dabei die Fußnägel hochstellen mag.

Aber bei Udo Jürgens ist es eben das Verrückte, dass er diese beiden Welten total verbindet.

Wie ist ihm das gelungen?

Das liegt an verschiedenen Dingen. Zum einen war er selbst ein charismatischer Bühnenkünstler, der so eine charmante Eleganz besaß, dass er selbst seine »schlagerigsten« Sachen, und davon gibt es ja auch einige, mit einer gewissen Würde gebracht hat. Und dieses unfreiwillig Komische, was der Schlager zuweilen hat, ist bei ihm nie hergestellt worden. Seine Songs sind wie Chansons, voller Melancholie, Sozialkritik und Sehnsucht. Aber trotzdem haben sie diesen Mitklatsch-Ohrwurm-Refrain, der dann diese sehr spezielle Mischung ausmacht.

Böse Zungen behaupten, dass Schauspieler, die in Musicals mitwirken, nicht unbedingt singen können müssen.

Das habe ich bisher noch nicht gehört. Aber uns war klar: Der Blueprint für die Bühnenshow von Stage war »Mamma Mia«. Sie haben »Ich war noch niemals in New York« in der Hoffnung produziert, ein deutschsprachiges »Mamma Mia« hinzubekommen. Und das ist ihnen auch gelungen. Für die Verfilmung des Abba-Musicals haben sie dann damals tatsächlich Stars besetzt, unabhängig davon, ob sie jetzt alle perfekt singen können.

Da fällt mir auf Anhieb Pierce Brosnan ein ...

Klar, der kann wirklich nicht singen. Im Gegensatz zu einem Hugh Jackman zum Beispiel, der alles kann: Singen, Spielen und Tanzen, was man sehr eindrucksvoll in »Greatest Showman« sehen konnte. Aber bei einem Musical, das für die Leinwand adaptiert wird, ist sehr wichtig, dass man Stars oder zumindest vertraute Gesichter besetzt. Damit macht man den Film fürs Publikum leichter zugänglich. Und außerdem haben die Menschen ein großes Vergnügen, dabei zuzuhören, wie sich beispielsweise ein Moritz Bleibtreu in einem Musical schlägt.

Heißt das, Sie streben gar nicht diese sterile Broadway-Perfektion an?

Genau, bei uns kommen keine 100 Showgirls im Gleichschritt die Treppe herunter, sondern hier ist alles ein bisschen liebevoll selbst gemacht. Diese reine Super-Perfektion mag zwar faszinieren, aber sie hält den Zuschauer draußen: Du staunst zwar über das Können, aber du fühlst dich nicht so gemeint. Und dadurch, dass bei uns jetzt nicht alle perfekt singen und tanzen, bleiben die Darsteller sehr menschlich vertraut und uns nahe.

Eine letzte Frage: Haben Sie einen Lieblingssong in »Ich war noch niemals in New York«?

Das ist tatsächlich »Und immer wieder geht die Sonne auf«, ein Lied, das mich jedes Mal aufs Neue berührt. Ich musste den Film ja extrem oft anschauen, aber dieser vorletzte Song besitzt eine Irrsinnskraft, die ich sehr gerne mag.

Da heißt es auch: Taschentücher bereithalten!

Das ist ja das Schöne, wenn ein Film uns auf emotionaler Ebene kriegelt, wenn man auf der Gefühlsebene so richtig durchgerüttelt wird. Das ist so wie eine Katharsis, die man für die Tage danach mitnimmt. Wunderbar, wenn Kino so etwas kann. ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

ICH WAR NOCH NIEMALS IN NEW YORK

Deutschland 2019 | Regie: Philipp Stölzl
Mit: Heike Makatsch, Moritz Bleibtreu, Katharina Thalbach | Länge: 128 Minuten
Kinostart: 17. Oktober

Sag mir, wo die Volksschauspieler sind

Weißblaues Fernsehglück:
Zwei bayerisch-münchenerische Serienhighlights
finden ihren Weg ins DVD-Regal.

SIMON HAUCK

»Ich musst' immer nach der Schul' in den Laden gehen: so zum Tür aufmachen und »Grüß Gott, gnädige Frau, beehren Sie uns bald recht bald wieder« sagen. Mein Vater hat dera dann meistens »Mistviech« nach'sagt ...« So erinnerte sich Walter Sedlmayr in den 1980ern an seine Kindheit »im Schwabinger Tabakgeschäft« der Eltern. »Da hab' ich immer sehr genau meinen Vater beobachtet, wie der gefährlich wurde, wenn er besonders höflich war.« In dieser sehr speziellen, durch und durch boshaft-bissigen Bajuwarenhaftigkeit sollte Sedlmayr Jahrzehnte später selbst ein solitärer Exportschlag werden.

Unvergessen sind viele Hauptrollen des Syberberg- und Fassbinder-Schauspielers, der bereits 25 Jahre als Nebendarsteller an den Münchner Kammerspielen beschäftigt war, bis er als »Theodor Hierneis« – Leibkoch des »Kini« – einen Bundesfilmpreis bekam und danach kometenhaft zu einem der bestbezahlten Schauspieler seiner Zeit aufstieg: inklusive lukrativer Werbeverträge. 17 Millionen DM soll der im Juli 1990 brutal ermordete Ausnahmeschauspieler am Ende besessen haben. Dank des Labels Pidax kann man den unausstehlichen Charmeur nun noch einmal in einer frühen Paraderolle erleben: als chronischen Pleitegeier Gustav Spannagl in Wolfgang Liebeneiners Kleinstadtserie »Spannagl & Sohn«, die von 1975 bis 1976 im ZDF lief.

Darin verkörpert Sedlmayr einen ebenso liebenswürdigen wie bauernschlau und bei Bedarf saugrantigen Feinkosthändler, dessen Jähzorn gefürchtet ist. Plötzlich muss Gustav sich gegen einen Großmarkt behaupten, der ausgerechnet von seinem Sohn Gerd (Richard Rüdiger) geführt wird. Unverfroren-galant, mit Halbglätze, Bierbauch und Schnauzer spielt Sedlmayr in 13 kurzweiligen, politisch durchaus subversiven Folgen eine Armada erstklassiger Volksschauspieler wie Gustl Bayrhammer, Toni Berger oder Max Grießer an die Wand. Wenn er beispielsweise in der achten Episode seinen türki-

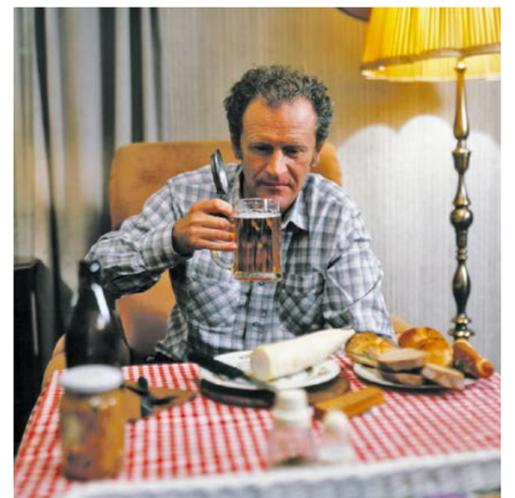
schen Freund Yasar mitsamt Großfamilie kurzerhand ins Obergeschoss seines Wohnhauses einziehen lässt oder mit seiner libertären Tochter Beate (Helga Anders) über deren antiautoritäre Erziehungsideen für den »Kinderladen« im Großmarkt diskutiert, hat das in all seiner doppelbödigen Spielweise durchwegs Klasse.

Hier spielt Sedlmayr, der Prospektbayer, kulinarischer Weltbürger, provinzieller Biedermann, schwuler SM-Liebhaber und Ex-Nockerberg-Prediger in einer Person war, seine unvergleichliche Hinterfotzigkeit grandios aus! Wer kann da aus dem Kreis blass-blauer BR-Seriendarsteller heute schon mithalten? Wir Bayern sind eben »nicht nur gemütlich, wir sind auch ungemütlich. Wir sind nicht nur lustig, wir sind auch grantig. Wir sind nicht nur gut, wir sind auch böse.«

Sedlmayrs Einschätzung über den an der Isar lebenden Menschenschlag fängt auch eine zweite, völlig vergessene Serie gekonnt ein, die 1980 ein junger Produktions- und Aufnahmeleiter namens Franz Xaver Bogner kurzerhand verantwortete, »nachdem der Herr Regisseur eines Tages nicht mehr am Set erschienen war«: »Familie Meier«. Zusammen mit Ludwig Büscher inszenierte der Seriengrande Bogner eine mal heiter (»English Love«), mal ernst angelegte (»Arbeitslos«) Vorabendserie, die vollkommen auf ihren Hauptdarsteller zugeschnitten ist: Karl Obermayr (1931–1985).

In 25 Mini-Episoden, die im Herbst 1980 als knapp fünfzehnminütige Doppelfolgen ausgestrahlt wurden, fokussiert sich alles auf Vater Alois, einen selbständigen »Taxler«. Routiniert wie in seiner Wirtsrolle in Dietls »Münchner Geschichten« (»Und dann sperr' ma' wieder auf. Und dann sperr' ma' wieder zua.«) spielt der früh Verstorbene zu Wolfgang Ambros' Kulthit »Zwick's mi« eine weitere Paraderolle: Souverän und mit minimalstem Aufwand konnte Obermayr Silben dehnen wie andere Kaugummis.

Als kauziges Familienoberhaupt neben Marianne Lindner und einem pubertierenden Filius (Max Krückl) dreht sich jede Einstellung um die urbayerische Lust am Sinnieren und Frotzeln. Was bleibt beim Blick zurück in jenes weißblaue Fernsehglück? Beide Serien wirken wie lachmuskellösende Heimkinonarkotika und schmecken wie eine deftige Brotzeitplatte: Von herzlich bis deftig ist alles dabei – und ein bisschen schlecht wird's einem manchmal auch. Deshalb: Prosit und am besten mit einer guten Halben genießen! ||



Oben: Walter Sedlmayr | © ZDF/Hermann Schulz/Elan-Film
Unten: Karl Obermayr | © Bayerischer Rundfunk

SPANNAGEL & SOHN UND FAMILIE MEIER

Erhältlich auf DVD | Pidax | ab 16,90 und 22,90 Euro

Auferstanden aus Ruinen

Dominik Grafts »Die Sieger« erfährt mit der Director's-Cut-Version eine würdige und längst überfällige Neuauflage.



Herbert Knaup in »Die Sieger« | © Bavaria

»Das sind ja keine Sieger, sondern Verlierer!« Bernd Eichingers legendärer Spruch zu Dominik Grafts »Die Sieger« leitete bereits vor dem Kinostart im September 1994 dessen radikale Bruchlandung ein. Die Bavaria Film unter Günter Rohrbach hatte für das Prestigeprojekt damals sage und schreibe 12 Millionen DM in die Hand genommen – und lediglich 170.000 Zuschauer in die Kinosäle gelockt. Danach verschwand Grafts düster schimmernder Giallo-Poliziotto-Hybrid lange Zeit in den Grüften der Filmgeschichte, ehe er nach einer nicht minder desaströsen Heimkino-Edition von Eurovideo in diesem Jahr als digital restaurierter 4K-»Director's Cut« während der Berlinale uraufgeführt wurde. Wie einst der von Graf vergötterte Nicolas Roeg mit seinem MGM-Monsterflop »Eureka« (1983) nie wirklich zufrieden war, so bereitete auch dem Münchner Filmemacher dieses von Kompromissen und Überambition gezeichnete »Schmuddelkind« über Jahre Bauchschmerzen. Der gut 15 Minuten längere Director's Cut glänzt in erster Linie durch eine generalüberholte, wunderbar komplexe Tonmontage, die Grafts abgründig-geisterhafte SEK-Geschichte mit Herbert Knaup und Hannes Jaenicke in den Hauptrollen heute wie einen Monolithen aus dem harmlos-

braven deutschen Kinokosmos der frühen 1990er Jahre herausragen lässt. So liefern sich beide Darsteller im Finale furios vor nächtlicher Karwendelgebirgskulisse nichts weniger als die spektakulärste Rage-and-Revenge-Szene der deutschen Filmgeschichte, die Kameramann Diethard Prengel in schwindelerregenden Einstellungen kadrierte. Verquickt mit rasanten Verfolgungsjagden, brutalen Schusswechseln und deftigen Sexszenen sowie einem ausgesprochen zwielichtigen Figurenkarussell, das den Filmtitel in der Tat ad absurdum führt, gehört diese Genrekinoperle zum visuell wie auditiv

Aufregendsten, was der deutsche Film seit 1989 zustande brachte. Kurzum: Diese »Sieger« wirken wie ein gallig-bitterer Brandanschlag auf gängige Sehgewohnheiten und risikoscheue Sesselpupser in den Fernseh- und Förderanstalten dieser Republik. || sh

DIE SIEGER – DIRECTOR'S CUT

Regie: Dominik Graf | Mit: Herbert Knaup, Katja Flint, Hannes Jaenicke u. a. | 146 Minuten | Erhältlich auf DVD und BluRay

Anzeigen

22. - 24. November 2019 | 20.30 Uhr

RHYTHM & SILENCE

Choreografie von Stephan Herwig
www.schwerereiter.de

Das Gläserne Meer

7.11.19

Ein Narratorium für Streicher und Stimmen

Komposition: Cathy Milliken
Text & Regie: tauchgold
Infos und Tickets unter
www.schwerereiter.de



Von der Kunst des kamerlosen Films handelt »Tectonic Plate« | © Underdox

MATTHIAS PFEIFFER

Für eine Woche geht es um experimentierende Finnen, Zombies aus den Alpen und eine singende Jeanne d'Arc. Das ist alles völlig normal, denn vom 10. bis 16. Oktober führt das Underdox wieder durch filmische Grenzgebiete.

Selbst wer in diesen zu Hause ist, wird heuer sicher einige noch nie gesehene Eindrücke mitnehmen. Mit Finnland hat man sich einen europäischen Nachbarn ausgesucht, dessen Szene hier sicher nicht zum cineastischen Alltagsgespräch gehört. So darf man einige Schmuckstücke aus sechzig Jahren Avantgarde-Geschichte bewundern und Namen wie Eino Ruutalo oder Sami van Ingen in den persönlichen Avantgarde-Kanon aufnehmen. Abgerundet wird das mit einer Retrospek-

Von düster bis finnisch

Das Underdox-Festival widmet sich in diesem Jahr Perlen des finnischen Experimentalfilms und den neuen Werken eigensinniger Arthouse-Meister.

tive von Miko Taanila, einem der aktuell bedeutendsten finnischen Experimentalfilmer. Unter anderem waren seine Arbeiten bereits auf der Documenta, der Biennale in Venedig und der Berlinale zu sehen. In seinem 74-Minüter »Tectonic Plate« nimmt er sich der Kunst des kamerlosen Films an und erzählt damit die Situation eines gestrandeten Geschäftsreisenden. Dessen Panik und Flugangst brennt er dem Zuschauer mit Gepäck-Röntgenbildern, ins

Groteske vergrößerten Details aus Sicherheitsbroschüren und abstrakten Stürmen aus abstrakten Formen auf die Netzhaut.

Daneben gibt es auch ein Wiedersehen mit alten Bekannten. Als Eröffnungsfilm zeigt das Underdox in diesem Jahr das aktuelle Werk »Vitalina Varela« von Pedro Costa, für den er in diesem Jahr in Locarno den Goldenen Leoparden erhielt. Seine düsteren, expressiven Filme setzten sich in den letzten Jahren auf dokudramatische Art mit der Geschichte Portugals auseinander. Hier bringt er nun die kafkaeske Situation einer Frau auf die Leinwand, die seit 25 Jahren auf ein Flugticket nach Lissabon wartet. Auf sich zurückgeworfen, resümiert sie über das verlorene Glück von sich und ihrem verstorbenen Ehemann.

Nicht weniger dunkel geht es bei Lav Diaz' »The Halt« zu. In gewohnter Überlänge (276 Minuten) zeigt er eine nahe Dystopie, in der die philippinische Bevölkerung unter der Gewalt von Natur und Staat zu leiden hat. Eine ganz andere apokalyptische Vision breiten Kelly Copper und Pavol Liska in der Elfriede-Jelinek-Verfilmung »Die Kinder der Toten« aus: Hier geistern Zombies durch die Steiermark. Mit dem politischen Hintergrund der Verdrängung der NS-Zeit und der kriseligen Super-8-Optik werden allein schon bei dem Lesen des Plots Erinnerungen an die Underground-Tiraden eines Christoph Schlingensiefel wach. Etwas beschwingter, aber nicht minder skurril setzt Bruno Dumont in »Jeanne« seine Musicalfassung des Lebens der Jungfrau von Orleans fort. Konnte man im letzten Jahr im Theatiner noch ihre Kinderzeit miterleben, kommt es in diesem Jahr schon zur Befreiung Frankreichs von den Engländern. Das Underdox beschenkt München also wieder mit einem Rundumschlag des Außergewöhnlichen. Ob verstörend, berauschend oder fernab von jeder Beschreibung, es wird wohl jeder mit besonderem Filmgeschmack wieder fündig. ||

UNDERDOX

14. Internationales Filmfestival Dokument und Experiment
10.–14. Oktober | verschiedene Spielorte
www.underdox-festival.de

Der Weg aus dem Hass

Guy Nattiv erzählt in »Skin« die wahre Geschichte des Neonazi-Aussteigers Bryon Widner.

Das ist Bryons Familie: Leute, die von Hass, Gewalt und Machtkämpfen getrieben werden. Sein Zuhause hat er bei einer White Supremacist-Gruppe gefunden. Bryon (Jamie Bell) trägt seine rassistische Einstellung unmissverständlich nach außen, Körper und Gesicht sind mit Runen und Blut und Ehrensymbolen übersät. Wer seine Einstellung immer noch nicht verstanden hat, wird Opfer seiner Wut. Richtig erfüllend scheint dieses Leben trotzdem nicht zu sein. Wirkliche Liebe zeigt er nur seinem Hund Boss.

Für »Skin« hat sich der israelische Regisseur Guy Nattiv der wahren Geschichte von Bryon Widner angenommen, einem ehemals vom FBI gesuchten Neonazi, der sich entschloss aus der Szene auszusteigen. Und das ein ist schwererer Schritt, als es scheint.

Der Wendepunkt in seinem Leben kommt, als er die allein-erziehende Mutter Julie (Danielle Macdonald) kennen lernt. Zum ersten Mal findet er Geborgenheit, die nicht an bedingungslosen Gehorsam geknüpft ist, und so beginnt er, seine bisherigen Einstellungen zu hinterfragen. Seine ehemalige Familie zeigt jedoch deutliches Missfallen an seinem neuen bürgerlichen Leben. Und so beginnt ein tödlicher Kampf um sein persönliches Glück.

Nattiv zeigt in »Skin«, welchen Preis eine ideologische Kehrtwende in diesem Milieu hat. Flucht und ständige Angst ums nackte Überleben sind an der Tagesordnung. Dies wird ver-

Spielt in »Skin« einen vom FBI gesuchten Neonazi: Jamie Bell (rechts)
© Ascot Elite Entertainment



deutlicht durch die schmerzhaft entfernung der Tattoos, die auch der echte Bryon Widner jahrelang über sich ergehen ließ. Diese Szenen und Jamie Bells beeindruckendes Schauspiel sind die intensivsten Bausteine des Films. Leider ist die Geschichte ansonsten recht konventionell erzählt. Sicher hat ein Film, der auf wahren Begebenheiten beruht, immer ein gewisses Maß an Vorhersehbarkeit. Aber die hätte Nattiv aufbrechen können, indem er die Szene an sich und die Wurzeln ihres Hasses mehr in den Fokus gerückt hätte. Diese bleiben aber Randnotizen. Trotzdem ist »Skin« ein sehenswerter Film, der sich ohne Sentimentalität einem Thema nähert, das vielen Zuschauern sicher nicht geläufig ist. || mp

SKIN

USA 2019 | Regie: Guy Nattiv | Mit: Jamie Bell, Danielle Macdonald, Vera Farminga u. a. | 118 Minuten
Kinostart: 3. Oktober

Mein brennendes Geheimnis

Einer der bisher schönsten Filme des Kinojahres ist nun auf DVD, BluRay und Digital erhältlich.

SIMON HAUCK

Und dann hebt sie einfach ab – und mit ihr das Publikum: Hae-mi (Jeon Jong-seo) tänzelt traumwandlerisch-bekifft zu Miles Davis' legendären Trompetenklängen aus Louis Malles »Fahrstuhl zum Schafott« kurz vor Sonnenuntergang, während hinter ihrer Silhouette bereits die nordkoreanischen Berge zu sehen sind. Allein diese magisch entrückte Mini-Szene, in der sie sich wie in Trance ihr Oberteil auszieht und zu pantomimisch verfremdeten Vogelflugbewegungen ansetzt, lohnte im Juni den Gang in die deutschen Lichtspielhäuser. Kurz darauf ist auch diese unvergessliche Figur ihrem Leinwandkäfig entfliegen: sozusagen geräuschlos aus dem Plot verschwunden. War es Mord? Oder ist Hae-mi einfach nur abgetaucht? Steckt der gleichsam intellektuelle wie zwielichtige Beau Ben (Steve Yeun) dahinter, mit dem sie nach ihrer Affäre mit Jongsu (Yoo Ah-in) plötzlich heftig angebandelt hatte? Lee Chang-dongs bereits in Cannes gefeierte und kürzlich zu einem der besten Filme aller Zeiten gekürte Haruki-Murakami-Adaption »Bur-

ning« gehört zweifellos zu den Glanzpunkten des Kinojahrs. In diesem psychologisch versierten, ebenso tiefgründigen wie rätselhaften Leinwandabenteuer mischt der südkoreanische Meisterregisseur (»Oasis«/»Poetry«) klassische Elemente des Suspense-, Boy-meets-Girl-, Mystery- und Coming-of-Age-Kinos zu einer völlig eigensinnigen, überaus kunstversierten Genremelange, die von Beginn an auf raffinierte Leerstellen setzt und ihre Geheimnisse über eine Laufzeit von stolzen 148 Minuten nie vollends preisgibt. Das lässt sich als galant-hintersinnige »Jules und Jim«-Neuinterpretation genauso verstehen wie als subversiv konnotiertes Gesellschaftsdrama, in dem junge Südkoreaner scheinbar jederzeit die Verlierer sind. Oder als Psychothriller interpretieren, der geschickt gängige Raum-, Figur- und Zeitkontinuen sprengt und stattdessen souverän auf magischen Realismus setzt. Einen derart phantasmagorischen Film gab es lange nicht im Kino zu sehen: Ein König, wer den Schlüssel zu all seinen Schlössern findet. ||

BURNING

Südkorea 2018 | Regie: Lee Chang-Dong | Mit: Yoo Ah-in, Steven Yeun, Jeon Jong-seo | 148 Minuten | Erhältlich auf DVD, BluRay und Digital

Anzeige

ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Schatzinsel mit Brillantkreis und Brillant

Zwischenstand vom Medienwandel

Auf den Münchner Medientagen kann man einen Blick auf die Neuerungen der Medien-Branche werfen. Aber auch die Auseinandersetzung mit kritischen Entwicklungen findet ihren Platz.

MATTHIAS PFEIFFER

Seit wann ist die Medienlandschaft jetzt nochmal im Umbruch? So genau kann das sicher niemand sagen, jedenfalls ist sie es schon seit einigen Jahren. Wie lange dieser Veränderungsprozess noch dauern wird, ist ebenfalls unsicher. Schließlich kommen nicht nur regelmäßig neue technische Innovationen hinzu, sondern auch neue Probleme und Fragen. Und dabei geht es um deutlich mehr als darum, ob man die »Tagesschau« über das Fernsehgerät oder das Tablet schaut. Vom 23. bis 25. Oktober geben die Medientage mit zahlreichen Vorträgen wieder einen Überblick über die neuesten Entwicklungen der Medienwelt. Dabei geht es aber nicht nur um die Selbstbeweihräucherung der Branche.

Es fällt deutlich auf, dass der künstlichen Intelligenz (KI) ein besonders großer Platz eingeräumt wird. Nicht nur im Werbereich sind Algorithmen inzwischen ein fester Bestandteil, auch der Journalismus sucht sich immer mehr technische Unterstützung. Bei Börsendaten oder dem Wetter vertrauen auch deutsche Redaktionen schon auf KI. Gehört die Zukunft des Journalismus also den Robotern? Sicher wird die redaktionelle Arbeit dadurch vereinfacht, aber ein mulmiges Gefühl meldet sich da doch. Der Vortrag »Mensch, Maschine und Moral« (24. 10., ab 15 Uhr) widmet sich genau diesem Thema.

So weit auch die KI in der Zwischenzeit fortgeschritten ist, bei moralischen Entscheidungen bleibt es hier schwierig.

Die dunkle Seite der Algorithmen wird den meisten sicher noch durch den digitalen Wahlkampf von Donald Trump in Erinnerung sein. Die »Politische Werbung in sozialen Medien« (23. 10., 13.30 Uhr) zeigt deutlich die Manipulationsanfälligkeit, denen die neuen Medien ausgesetzt sind. Social Media trägt heutzutage gefühlt den Großteil zur öffentlichen Meinungsbildung bei. Es ist ja auch herrlich, wenn man sich in seiner Bubble bewegen und sich die eigenen Vermutungen bestätigen lassen kann. Und wenn jeder seine ultimative Wahrheit hat, ist es bis zum Sturz der Diskurs-Kultur nicht weit. Im harmlosesten Fall steigen die Leute beim ersten Widerwort aus und pöbeln ein bisschen durch den digitalen Orkus, im Extremfall kommt es zu Hasstiraden und Morddrohungen. Der Vortrag »Fake News, Hate Speech & Disinformation« (24. 10., 17 Uhr) schaut hier vor allem auf die Verantwortung der Plattform-Betreiber. Unter dem Titel »Deepfake Trouble« (25. 10., 13.30 Uhr) liegt der Fokus auf den Gegenmaßnahmen zu den digitalen Lügengespinnten.

Angesichts dieser Gefahren ist auch die Rolle des Journalisten eine besondere geworden. Soll man sich jetzt doch, ent-

gegen dem Ausspruch von Hanns Joachim Friedrichs, mit einer Sache gemein machen, solange sie nur eine gute ist? Ist es legitim, sich angesichts des Rechtsrucks und der gesellschaftlichen Spaltung auf eine Seite zu schlagen? Ist Objektivität heutzutage wirklich das höchste Gebot? Der BR und Das Erste fragen angesichts dieser Entwicklung »Wie halten wir es mit der Haltung?« (24. 10., 11.15 Uhr).

Und dann kann man natürlich noch fragen, wer einem überhaupt noch zuhört. Die jüngere Generation wandert zur Meinungsbildung immer mehr von den etablierten Medien ab und abonniert lieber bei YouTube. Spätestens seit Rezos »Zerstörung der CDU« ist die politische Tragweite der Videoplattform in den Fokus gerückt. Aber ist »Politische Bildung via YouTube« (24. 10., 10 Uhr) wirklich eine gesunde Alternative? Schließlich stehen die subjektive Meinung und der Mensch als Marke hier mehr denn je im Vordergrund. Wenn jemand sagt, »es gäbe nur eine legitime Einstellung« (Zitat: Rezo), ist das nicht ebenfalls eine diskursfeindliche Haltung?

Trotz allem wäre es blödsinnig, gegen den Wandel der Medienlandschaft anzukämpfen oder sich ihm zu verweigern. Rückgängig kann und sollte man nichts machen. Aber trotzdem ist es wichtig, sich bei allen noch so großartigen Neuerungen als Medienvertreter und -rezipient immer selbst zu hinterfragen. Mehr als genug Input hat man schließlich dafür. Überraschend die Einsicht, dass das anfängliche Gefühl der Überforderung vielleicht ein notwendiger Kick war. Es ist gut und wichtig, dass es in einer Zeit zunehmender Borniertheit und eines dumpfen Nationalismus Gelegenheiten gibt, das eigene Navi neu auszurichten. ||

MEDIENTAGE MÜNCHEN 2019

1.–24. Oktober, ICM – Internationales Congress Center München | Tickets und das komplette Programm finden Sie auf www.medientage.de

Anzeige



ART MUC
Münchens größtes Kunstfestival

17. - 20. Oktober / München
Isarforum & Praterinsel

www.artmuc.info

Anzeige



ALTSTADT SALZBURG
www.salzburg-altstadt.at

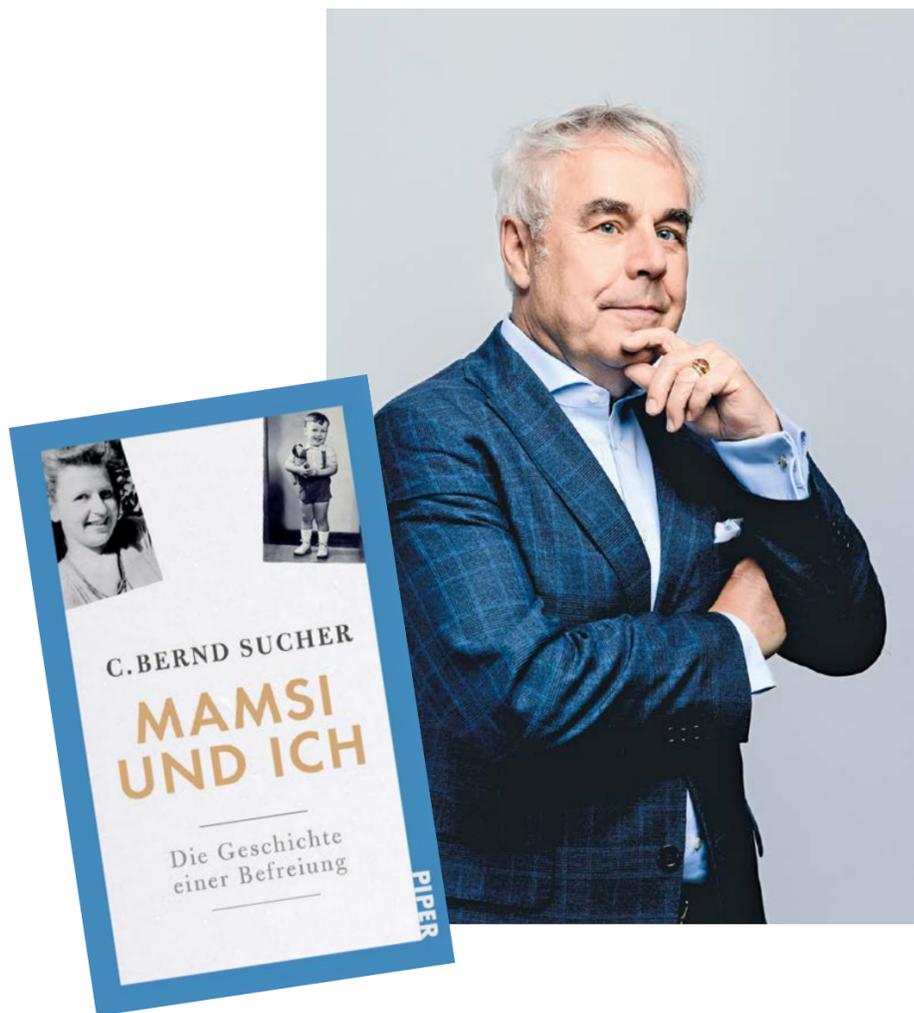
DON'T GET LOST!
THE JAZZ & THE CITY FESTIVAL-APP
DOWNLOAD NOW!

16.-20.10.2019
Jazz & The City
Salzburg

5 Tage – 70 Konzerte – 30 Bühnen – Freier Eintritt!

5KHD | Flat Earth Society | Nubiyen Twist | Botticelli Baby | Jarmo Saari | Theo Croker | Dudu Tassa & The Kuwaitis | Elina Duni & Rob Luft | Elliot Galvin & Binker Golding | FORQ | Habib Koité | Hejira | James Brandon Lewis | 5/8erl in Ehr'n | Rocket Men | Jesper Munk | LIUN + The Science Fiction Band | Hang Em High | Lotus Eaters | Pedro Melo Alves | Rolf Kühn | Rucker 5 | Schmieds Puls | Somi | Splashgirl | Stian Westerhus | Theo Ceccaldi Freaks | Christoph Pepe Auer | Merima Ključo & Jelena Milušić | u.a.

www.salzburgjazz.com



C. Bernd Sucher | © Thomas Dasthuber

Welch **gutes** Leben!

C. Bernd Sucher über sein Buch, das die Geschichte zweier Befreiungen erzählt.

Herr Sucher, der Untertitel Ihres Buches lautet »Die Geschichte einer Befreiung«. Einer Befreiung von wem oder wovon?

Der Verlag und ich hatten ursprünglich überlegt, ob wir die Befreiung nicht in den Plural setzen. Da das Buch zum einen von meiner Mutter und ihrer abenteuerlichen Befreiung aus dem KZ handelt und zum anderen von meiner Befreiung von ihr. Wir haben uns dann aber dagegen entschieden, da man mit dem Plural nicht so gut zurechtkommt. So kam es zu der Verkürzung auf mich.

Hatten Sie schon länger vor, eine Autobiografie zu schreiben?

Es kamen öfter mal Verlage zu mir und fragten: »Hätten Sie nicht Lust?« – Aber nein, ich wollte immer die Geschichte meiner Mutter erzählen. Schließlich trat Felicitas von Lovenberg an mich heran und meinte, sie würde so gerne ihre verlegerische Tätigkeit beim Piper Verlag mit einem Buch von mir beginnen. Uns schwebte kein Holocaust-Roman im weitesten Sinne vor, davon gibt es genug. Spannend fand ich die Frage: Was hat deine Mutter, aufgrund ihrer Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus, mit dir angestellt?

Sie beginnen Ihr Buch mit dem Zitat eines jiddischen Liedtextes des Film- und Broadwaykomponisten Jack Yellen. Können Sie das kurz für uns übersetzen?

»A yiddische mame – eine jüdische Mama / Es gibt nichts Besseres auf der Welt / A yiddische mame, oh weh, wie bitter ist es, wenn sie stirbt / Wie schön und hell wird es zuhause, wenn die Mama da ist / Und wie traurig finster wird es, wenn Gott sie nimmt zu sich in den Himmel / Im Wasser, im Feuer ist sie gelaufen als Kind / Nichts als das Kind ist ihr teuer, das ist ganz gewiss / Oh wie glücklich ist jeder Mensch, der hat so eine schöne Mutter geschenkt bekommen von G*tt / Nur eine alltägliche yiddische Mame, oy Mame Mayn.«

Ein Wort dazu, warum ich das Lied drin habe: Das Buch war fertig, und ich dachte, vielleicht kommt meine Mutter zu schlecht weg. Und dann fiel mir dieses Lied ein, und ich sagte mir, eigentlich ist es ja eine Befreiung, aber es ist eben auch eine Liebeserklärung an sie.

Wie war sie denn so, Ihre Mutter? In Ihrem Buch scheint sie mit Abstand als Ihre schärfste Kritikerin aufzutreten.

Sie war nie zufrieden. Vor diesem Buch habe ich für den Droemer Verlag vier Bücher in einem Jahr geschrieben. Alle sagten,

du bist ja meschugge. Vier Bücher in einem Jahr, das ist viel zu viel. Meine Mutter hätte gesagt: »Warum nicht fünf?« So war sie.

Was bewundern Sie an ihr?

Ich finde es ganz wunderbar, dass meine Mutter bei all diesen Erfahrungen nicht verrückt geworden ist. Und sie sich nicht das Leben genommen hat. Sie hat uns Kindern zudem ermöglicht, eine großbürgerliche Erziehung wie ihre eigene zu genießen, obwohl mein Vater uns nur ein kleinbürgerliches Umfeld bot. Dass sie das geschafft hat, das bewundere ich.

Ihre Mutter hat trotz ihrer Deportation ins Konzentrationslager Majdanek die Shoa überlebt. Das hat auch mit der Begegnung mit Ihrer, wie es im Buch heißt, »zweiten Mutter« zu tun.

Meine Mutter lernte in Majdanek eine polnische Magd kennen, die bei einem Grafen angestellt war. Der Sohn des Grafen hatte sich offensichtlich in meine Mutter verguckt. Seiner Familie verdankt sie ihre Rettung. Anfang der 80er Jahre suchte Nina, so hieß die Magd, nach meiner Mutter und fand sie über das Rote Kreuz. Auf Umwegen durch ein Gastspiel gelangte auch ich eines Tages nach Warschau und traf diese Frau. Bei unserem Treffen haben wir eigentlich nur geheult. Sie konnte nur ganz wenig Deutsch, aber bei der Begrüßung sagte sie: »Du bist mein Sohn«, denn ohne sie gäbe es mich nicht. Und da hat sie recht, denn ohne sie säßen wir uns jetzt nicht gegenüber.

Lange wussten Sie nichts vom jüdischen Hintergrund Ihrer Mutter. Warum? Und wann haben Sie davon erfahren?

Ich wurde im protestantischen Glauben erzogen, da mein Vater Protestant war. Sein Vater wiederum war Kirchenrat und stand den Nationalsozialisten nicht sehr fern. Das heißt, mein Großvater war nicht sehr glücklich, dass sein Sohn eine Jüdin heiratete. Daher gab es in der Familie die Abmachung, dass wir Kinder auf keinen Fall jüdisch erzogen werden dürfen. Dass meine Mutter Jüdin ist, habe ich mit neun oder zehn Jahren erfahren, kurz bevor ich aufs Gymnasium kam. Bekannt zum Jüdischsein habe ich mich erst nach dem Tod meines Vaters.

An amerikanischen Schreibschulen kursiert immer wieder der Satz »Write as if your parents were dead – Schreibe, als wären deine Eltern tot.« Wäre Ihr Buch möglich gewesen, wenn Ihre Eltern noch am Leben gewesen wären?

Nein, ich hätte dieses Buch dann nicht geschrieben. Ich hätte es auch nicht gekonnt, wenn meine Schwester noch am Leben

gewesen wäre. Als Schreibender hatte ich die große Freiheit, niemanden meiner Familie zu verletzen, weil keiner mehr lebt. Wenn Sie so wollen, hat die Auslöschung der Familie das Buch erst möglich gemacht. Wenn ich sterbe – in welchem Alter auch immer –, gibt es auch die Familie Sucher nicht mehr. Diese Situation war die Voraussetzung für das Buch. Zuerst einmal möchte ich aber 120 Jahre alt werden. Jeder gute Jude möchte 120 Jahre alt werden.

Hat die Arbeit an Ihrem Buch Ihr Verhältnis zur eigenen Sterblichkeit verändert?

An den Tod habe ich eigentlich immer gedacht. Auch mit 20 habe ich ihn schon nicht ausgeblendet. Heute lebe ich sehr bewusst, wohl wissend, dass ich in einen Bus steigen und im nächsten Moment tot sein kann. Wenn ich jetzt gleich nach unserem Gespräch stirbe, was ich natürlich nicht hoffe ...

Denn Sie werden ja 120.

(lacht) ... dann könnte ich immer noch sagen: Was hattest du für ein gutes Leben!

Das kann nicht jeder von sich behaupten. Haben Sie gar eine Formel für das Glück?

Nein, ich habe einfach die richtigen Menschen kennengelernt. Ich bin in der Hinsicht ein Menschensammler. Natürlich habe ich dabei auch viele Neider kennengelernt, ich habe auch geknüpfte Bekanntschaften wieder verloren, aber vor allem hatte ich immer Menschen, die mich beschützt haben. Dass ich dabei so wenige Enttäuschungen in meinem Leben erfahren habe, ist schon ein Wunder. ||

INTERVIEW: CHRIS SCHINKE

C. BERND SUCHER: MAMSI UND ICH. DIE GESCHICHTE EINER BEFREIUNG
Piper, 2019 | 256 Seiten | 20 Euro

LESUNG: C. BERND SUCHER LIEST AUS »MAMSI UND ICH« IN ISMANING

Blackbox des Kultur- und Bildungszentrums | 13. November
19.30 Uhr | Seidl-Mühle | Mühlenstr. 15, 8537 Ismaning | 7 Euro
(mit der vhs-Vortragskarte Eintritt frei)

LYRIK

WIE

Wie kann man Gedichte machen

Lauter als die Schreie der Verwundeten

Tiefer als die Nacht der Hungernden

Leiser als Atem von Mund zu Mund

Härter als Leben

Weich wie Wasser, das den Stein überlebt?

Wie kann man keine Gedichte machen?

INGE MÜLLER

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin
2002, 2008 | mit freundlicher Genehmigung

Im letzten Kriegsjahr war Ingeborg Meyer Soldatin in Berlin, wurde nach einem Desertionsversuch zur Flak versetzt. Die Bombenangriffe Ende April 1945 überlebte sie, drei Tage – allein, mit einem Schäferhund – verschüttet, grub danach die toten Eltern aus den Trümmern. In dritter Ehe verband sich 1955 die junge Kinderbuchautorin, Journalistin und Schriftstellerin mit Heiner Müller, gemeinsam arbeiteten sie an Stücken und wurden 1959 mit dem Heinrich-Mann-Preis ausgezeichnet.

Die kargen, klaren, dem Tod und dem Schmerz, der Vereinzelung und dem Wunsch nach Leben abgerungenen Gedichte, die sie in den 1960er Jahren schrieb, zeigte sie kaum jemandem, nur wenige wurden gedruckt. »ICH STEH MIT EINEM BEIN IM GRAB / Was mach ich mit dem zweiten. / Ich muß dich doch begleiten. / Ich hack das erste ab.« Am 1. Juni 1966 ging Inge Müller in den Tod.

Die postume Gedichtsammlung »Wenn ich schon sterben muß« machte 1985 diese einzigartige Poesie bekannt. Während der Beisetzung der im August verstorbenen Münchner Autorin Barbara Bronnen wurde daraus das Titelgedicht gelesen. Barbara Bronnen lag das Werk von Inge Müller sehr am Herzen und so soll auch ihr zu Ehren Inge Müller an dieser Stelle zu Wort kommen. || tb

INGE MÜLLER: DASS ICH NICHT ERSTICKE AM LEISESEIN. GESAMMELTE TEXTE
Aufbau Verlag, 2002 | 660 Seiten | 29,90 Euro

That Leaving Feeling

Faszinierendes Dunkel und zerfallende Hoffnung –
»Winterjahrbuch« von Jan Wilm und »Durch die Nacht«
von Stig Sæterbakken.

TINA RAUSCH

Zwei filigrane Schneeflocken zieren das dunkle Cover. Es hätten auch Musiknoten sein können, denn diese beiden Motive leiten durch das Romandebüt. Beginnen wir beim Schnee. Der Ich-Erzähler Jan Wilm, ein »perspektivloser Philologe«, verbringt ein Jahr in Los Angeles. Vordergründig, um für ein geplantes Buch über Schnee den Nachlass des seit 1950 verschollenen Fotografen Gabriel Gordon Blackshaw im Getty Research Institute zu sichten. Vielmehr aber, wie sich zeigen wird, um Abstand zu gewinnen: zur verlorenen Liebe, zum Leben im fernen Deutschland. Dabei treibt der Autor Jan Wilm ein perfides Spiel: Obgleich es Parallelen zwischen ihm und dem Erzähler gibt, handelt es sich um eine literarische Figur, die statt im Schnee und dessen wissenschaftlicher Erforschung in eigenen Untiefen versinkt. Durchsetzt sind die Selbsterkundungen und Klagen mit Schneesätzen, Bezügen zu Barthes, Beckett, Bernhard oder Christa Wolf – und unterlegt von poetischen Überlegungen, wie Schreiben, Sprache und Wirklichkeit verschmelzen: »und mit jedem Schreiben, ganz gleich wovon, flockst du von meinem Innern an den Rand meiner Sprache.«

Bleibt die Musik. Das 450 Seiten starke »Winterjahrbuch« ist in die Jahreszeiten unterteilt – wobei es im Januar beginnt und aufhört – und weiter in Passagen, denen je ein Songtitel voransteht. Dass sich auf der Autorenwebsite janwilm.de eine Playlist mit 115 meist schwerwütigen Songs findet, kann man als Spielerei

abtun – oder nutzen: Die Musik öffnet einen Schallraum für Assoziationen. Zwar fehlt die heimliche Hymne des Romans auf der Liste. Doch da schon früh ein Vers aus »Observatory Crest« in den Text montiert ist, der das Griffith Observatorium in LA als Ruhepol versteht, klang Captain Beefheart während meiner Lektüre stets mit. Auch verdanke ich der »Winterjahrmusik« die Entdeckung einer erloschenen Stimme: In »That Leaving Feeling« singt Lhasa De Sela vielleicht gegen Stuart A. Staples' Suizidgedanken an. De Sela starb Anfang Januar 2010 in Montreal mit 37 Jahren an Brustkrebs. Danach schnitt es dort vier Tage lang.

Stig Sæterbakken starb Ende Januar 2012 im eisigen Norwegen von eigener Hand. Sein letzter Roman »Durch die Nacht« erschien ein Jahr zuvor – und zum norwegischen Gastlandauftritt auf der Buchmesse Frankfurt nun auch hierzulande. Auf dem deutschen Cover durchschneiden Autoscheinwerfer das Dunkel, auf dem Original führt ein schmaler, sich verjüngender Gang in die Finsternis. Damit wären die zentralen Themen visualisiert. »Trauer tritt in so vielen Formen auf«, lautet der erste Satz. »Sie ist wie ein Licht, das ein- und ausgeschaltet wird.« Stig Sæterbakken dekliniert sämtliche Ausprägungen durch. Sein Erzähler Karl Meyer trauert um Sohn Ole-Jakob, der mit hundert Stundenkilometern frontal in einen Laster raste, und er trauert um seine Ehe, die er zuvor selbst gegen die Wand gefahren hatte. Ein Jahr lang ist es Karl unmöglich, Musik zu hören. Dann über-



kommt ihn »That Leaving Feeling«. Er lässt alles hinter sich – Frau, Tochter, die Zahnarztpraxis –, um den Ort zu finden, »an dem Hoffnung zu Staub wird«. Einmal glaubt Karl, eine fremde Frau in letzter Sekunde vor dem Todessprung von einer Brücke zu bewahren. Doch Caroline wollte nur Wasser fotografieren, das langsam verschwindet. Er habe »also die falsche Person zu retten versucht«, sagt sie und erweist sich als Erste, die Karls Trauer wirklich versteht. Was ihn nicht daran hindert, weiterzureisen. Sein Ziel ist ein surreales Haus in der Slowakei, das angeblich jeden Besucher mit dessen größten Ängsten konfrontiert. Man bekomme dort das, »was man nicht haben will«, sagt der Vermittler.

Als Karl eine Affäre begann, die ihn die Ehe und den Sohn kosten sollte, träumte er davon, zusammen mit seiner neuen Liebe zu ertrinken: »Warum sollte man aufhören zu leben, nur weil man erkrankt?« Wie Karl nun in Trauer zu ertrinken droht, beschreibt Sæterbakken suggestiv und so berührend, dass man diesem Mann überallhin folgt. Sogar in ein Haus, das vielleicht kein Zurück erlaubt. ||

JAN WILM: WINTERJAHRBUCH

Schöffling & Co, 2019 | 456 Seiten | 24 Euro
Playlist unter janwilm.de/winterjahrmusik

STIG SÆTERBAKKEN: DURCH DIE NACHT

Aus dem Norwegischen von Karl-Ludwig Wetzig | Dumont, 2019 | 288 Seiten | 22 Euro

Der Terror geht weiter

Sherko Fatahs Roman hat mehr zum Gegenstand als nur den Anschlag in München im »Schwarzen September« 1972.

KLAUS HÜBNER

»Schwarzer September« – da klingelt's bei vielen Deutschen, immer noch. Die palästinensische Terrorgruppe, die für den Anschlag auf das israelische Olympiateam während der

Sommerspiele 1972 in München verantwortlich war, gehört in fataler Weise zur Geschichte der Bundesrepublik. »Bei Allah, dachte Massud, wie konnte ein Volk, das noch vor ein paar Jahrzehnten die ganze Welt in einen jahrelangen Krieg gestürzt hatte, während seiner Olympischen Spiele bei acht Palästinensern so versagen. Nicht einmal ihre Gewehre hatten funktioniert. Was war nur mit diesen Leuten los, dachte er, wie desorganisiert mussten sie sein? Eine Handvoll Palästinenser tanzte ihnen vor den Augen der Welt auf der Nase herum ...«

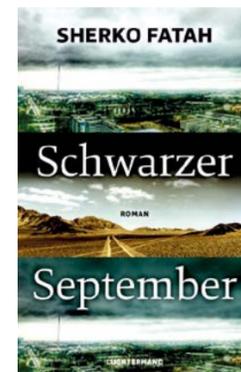
Dieser Massud arbeitet in Beirut für die Amerikaner, und bald wird er tot sein: »Sie haben ihn förmlich durchsiebt«, stellt Heller fest, der seinen nervösen Botschaftskollegen Victor schon mal gewarnt hatte: »Freundschaften sind in dieser Gegend Bündnisse.« Massud ist nicht das erste Terroropfer im neuen Buch von Sherko Fatah – schon auf der dritten Romaneite wird der jordanische Premierminister im Foyer des Sheraton Kairo umgenietet. »Schwarzer September« führt zurück in die 1970er Jahre, spielt an mehreren Schauplätzen im Nahen Osten wie in Europa und macht seine Leser mit einer ganzen Menge interessanter, meistens recht undurchsichtiger Charaktere bekannt. »Auch wenn die hier geschilderten Ereignisse auf vielerlei historische Begebenheiten Bezug nehmen, so handelt es sich bei diesem Werk doch um einen Roman«, heißt es programmatisch im

Vorspann, und damit ist klar, dass man es mit einem höchstproblematischen Genre zu tun hat, dem sogenannten historischen Roman mit dokumentarischem Anspruch.

Der Berliner Autor Sherko Fatah, Jahrgang 1964, hat mit »Das dunkle Schiff« (2008), »Ein weißes Land« (2011) oder »Der letzte Ort« (2014) bewiesen, dass er Faction kann. Man darf sogar sagen, dass klug gebaute Faction, die der Entstehung der Konflikte im Nahen Osten und deren Auswirkungen auf Europa nachgeht, das Markenzeichen dieses durch und durch politischen Autors ist. Mit »Schwarzer September« bleibt er sich treu. Der Anspruch ist hoch: Er will illusionslos aufklären über den einst politisch, heute pseudo-religiös motivierten nahöstlichen Terrorismus und das ihm gegenüber oft nur naive Verhalten der Westler, egal, ob die nun US-Geheimdienstleute sind oder gewaltbereite deutsche Ex-Kommunarden. Vielleicht ein zu hoher Anspruch. Gern folgt man dem streckenweise sehr spannenden Roman bis zu seinem bitteren Ende. Der Terror aber geht weiter. ||

SHERKO FATAH: SCHWARZER SEPTEMBER

Luchterhand Literaturverlag, 2019
379 Seiten | 22 Euro



Anzeige



Mona Høvring
Weil Venus bei meiner Geburt ein Alpenveilchen streifte

Ausgezeichnet mit dem »Kritikerpreisen« für den besten Roman 2018.

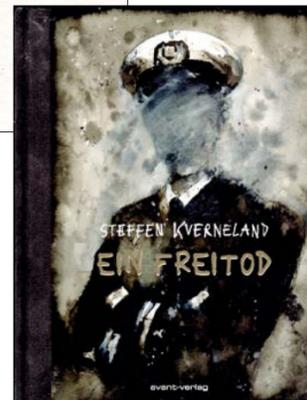
Aus dem Norwegischen von Ebba D. Drolshagen
Deutsche Erstausgabe

€ 19,00 / E-Book € 11,99

editionfünf



Der norwegische Comiczeichner Steffen Kverneland versucht, den Suizid seines Vaters zu verstehen – eine kluge, persönliche Spurensuche mit ungewissem Ausgang.



Die unvorteilhafte Seite der Trauer

CORNELIA FIEDLER

Schau nur, was für ein trauriger, tiefsinniger, bemitleidenswerter junger Mann! Ist es das, was das Pärchen im Vorbeispazieren denkt? Schwer zu sagen. Die beiden sind nur angedeutet, in groben Strichen skizziert, so wie der Wald, der Schotterweg, auf dem sie gehen, die Bank unter den schweren Fichtenzweigen im Vordergrund. Steffen Kverneland zeichnet so radikal subjektiv, wie es der Comic eben erlaubt. Wichtiges en détail und in Farbe, Nebensächliches flüchtig. Und wichtig ist hier vor allem einer: Kverneland selbst, damals ein schlacksiger 18-jähriger Wuschelkopf mit Brille, der demonstrativ, selbstzerstörerisch, melancholisch und ohne Pause raucht. Er darf, ja, er muss das wahrscheinlich. Sein Vater hat sich gerade das Leben genommen.

35 Jahre später geht Kverneland, inzwischen einer der bedeutendsten norwegische Comic-Künstler, auf Spurensuche. Er sucht

nach Gründen für den Suizid des Vaters, eines kreativen, klugen, auf seine Art liebevollen Mannes. Und er begegnet dem Jugendlichen, der er selbst damals war. Kverneland ist streng mit sich, und auf eine zurückhaltende, traurige Art ehrlich. Statt den Schmerz zu stilisieren, sein Leiden auszustellen, reflektiert er unnachgiebig die unvorteilhafte Seite der Trauer, die Selbstvorwürfe, die jeder kennt, über die man aber nicht spricht: Den Verdacht etwa, er habe damals die Nachricht vom Tod des Vaters ausgenutzt, um sich der Mutter gegenüber als Raucher zu outen; die Scham angesichts von Selbstinszenierungen wie der damals im Wald; die Erinnerung, dass oft nicht der Verlust selbst, sondern erst die mitfühlenden Blicke der anderen ihn hemmungslos zum Heulen brachten.

Kverneland verknüpft erinnerte Episoden mit Einblicken in seine Recherchen, kari-

katuristische Szenen mit düsteren Aquarellen, vergilbte Fotos mit Zeichnungen eines Traums, in dem der Vater plötzlich wieder lebt und problemlos per SMS erreichbar ist. »Ein Freitag« ist ein collagehafter Versuch der Aufarbeitung, der jeden Rückschlag mit-erzählt. Die Graphic Novel liefert aber auch Einblicke in Lebenswelten, die an die autobiografische Forschung von Didier Eribon oder Annie Ernaux erinnern: Das geradezu obligatorische Familienideal der 1970er, die Härte und das Leistungsdenken der vom Krieg geprägten und geschädigten Großeltern, ein Alltag, in dem die Bewunderung für Muhammad Ali und die Liebe zum Jazz problemlos vereinbar sind mit rassistischen Sprüchen und Schubladendenken.

Kverneland stößt auf Hinweise, dass der Vater schon früh von Selbstmordgedanken gesprochen und mit schweren Depressionen

gekämpft hat. Er findet Fachbücher über die Krankheit, in denen sein Vater selbst Passagen unterstrichen hat – sie sind im Buch wiedergegeben. Und er lernt ihn als einen Menschen kennen, der in seinem Leiden lange Zeit ungeheuer verantwortungsbewusst und beherrscht agierte.

Die Zeichnungen werden heller, leichter und gegenwärtiger am Ende des Bandes. Das Lesen wird es auch. Dennoch lohnt es sich zurückzublättern in diesem Buch, das auf unprätentiöse Weise versucht, aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu finden. ||

STEFFEN KVERNELAND: EIN FREITOTD
avant-verlag 2019 | 120 Seiten | 28 Euro

Anzeige



„Alle“, sagte sie, „alle sollen es hören!“

Nora Tewes ist die Stimme des Senders „Tee & Teer“. Wiebke Puls wird kongenial zu Nora, zart und stark, unverblümt, eigensinnig und unberechenbar. Die beiden bohren sich wie ein Ohrwurm ins Gehirn, inklusive einem Stück Musik, das endlich zu Ehr und Würde kommt: „Biskaya“ begleitet nicht nur Nora, sondern jetzt auch uns. Ahoi!

(Dagmar Maya Hahn, BONNEVOICE Hörbuchverlag)

Karin Kalisa: Radio Activity | gelesen von Wiebke Puls
C.H. Beck Verlag | Ungekürzte Hörbuchfassung | Dauer: 644 min. | Regie: Caroline Neven Du Mont
2 MP3 Audio CDs, mit Booklet | € 24,95 | www.bonnevoice.de


BONNEVOICE
HÖRBUCHVERLAG

Kultur vor Ort

Die Buchhandlung »Blattgold-Literatur« in Moosach wird mit einem Deutschen Buchhandlungspreis ausgezeichnet. Am 2. Oktober werden in Rostock die Preise vergeben.

CAROLIN WERTHMANN

Zugegeben, er wirkt ein wenig deplatziert, dieser schnuckelige Buchladen zwischen Schuhshop und Schmuckdesign in der sogenannten »Meile Moosach«, die erst vor wenigen Jahren eröffnete. Der Geruch von Fritten gemischt mit einem süßlichen Schwall aus der Biobäckerei begleitet Besucher auf den Rollbändern ins erste Obergeschoss, und da ist er, der Laden, über dem mit verspielten Buchstaben »Blattgold« geschrieben steht. Eher würde man hier eine Buchhandelskette wie Hugendubel erwarten, die sich in einen Konsumtempel wie diesen einnistet, mit breitem Angebot für die breite Masse. »Blattgold-Literatur« aber ist kein Magnet für Schnäppchenjäger und Gelegenheitsleser. Sie ist »ein einfaches Lädchen in einer Gegend, die sehr bunt und vielfältig ist«, wie Inhaberin Vera Kahl es formuliert. Vielleicht ist es genau diese Einfachheit zwischen all den Geschäften, die man in jedem beliebigen Einkaufszentrum so finden kann, die »Blattgold« einen Deutschen Buchhandlungspreis beschert hat. Der Preis richtet sich an unabhängige Buchhandlungen, die ihr Angebot und Sortiment durch kulturelles Engagement an ihrem Standort anreichern. Die vergebenen Gütesiegel gehen mit Preisgeldern von 7000 Euro, mit 15000 Euro und 25000 Euro einher. Erst bei der Preisverleihung am 2. Oktober erfährt man, nach unserem Redaktionsschluss, mit welchem Gütesiegel man prämiert wird.

Vera Kahl sitzt auf einem Schemel in ihrem Büro, das keine zehn Quadratmeter groß ist. Stapel voller Kisten, momentan gefüllt mit Lernheften und Unterrichtslektüre wegen des Schulbeginns, türmen sich neben dem Schreibtisch. Kahl ist Ende 50, trägt das Haar kurz. Sie ist eine Plauderin mit einem Lachen, so schallend, dass es bis zu den Kunden im Verkaufsraum nebenan dringt. Gerade erzählt sie von einer jungen Frau, die heute Morgen in ihren Laden kam, um sich ein Buch für die S-Bahn empfehlen zu lassen, »nicht zu dick, nicht zu kompliziert, geben Sie mir was, was Sie für richtig halten, das hat bisher immer gut funktioniert.« Im »Blattgold« sind die meisten Kunden Wiederkehrer, Leute, die gezielt kommen und um Vera Kahls Meinung bitten, anspruchsvolle Kunden, die alle Buchpreisträger auswendig kennen und von ihr begründet haben wollen, warum sie denn jetzt eher Norbert Scheuers »Winterbienen« als Jackie Thomaes »Brüder« empfehlen würde.

Dann kommt Georg Mang, Kahls Lebensgefährte, ins Büro, »ohne den das alles hier nie so geworden wäre, wie es jetzt ist«, sagt sie. Es gibt keinen freien Stuhl mehr, Mang wird das ganze Gespräch über an Kahls Seite stehen und manchmal wird er grinsen und ihr widersprechen, zum Beispiel, wenn sie sagt, dass sie durchaus auch mal die Lektüre eines Buches abreche, das ihr nicht gefiele. Mang kümmert sich um die



Vera Kahl | © Judith Kahl

Buchhaltung, einer Arbeit, der sich Kahl von Anfang an verweigert hat. »Aber er darf auch schöne Sachen machen«, sagt sie und muss lachen. Mang organisiert Lesenächte und die Veranstaltungsreihe »Ein Buch für Moosach«, die der Buchhandlung ihr gutes Renommee über den Stadtteil hinaus eingebracht hat.

Gemeinsam haben sie den Laden aufgebaut, nachdem Kahl 13 Jahre lang als angestellte Buchhändlerin gearbeitet hatte und sich dann selbständig machen wollte. Ganz unerfahren war sie nicht, um die Jahrtausendwende hatte sie bereits ein Geschäft, allerdings ein Blumengeschäft, arbeitete als Floristin, aber dann kam der Euro-

wechsel, und alle begannen zu sparen, und viele sparten an Blumen. Wenig später breiteten sie eine Stadtkarte auf dem Tisch aus, markierten mit Stecknadeln die Buchhandlungen, die es bereits gab. Haidhausen, wo die beiden leben, war voll mit Nadeln. Moosach, der Stadtteil, der ihnen beiden bislang völlig fremd war, hatte nur eine. Hier steckten sie ihre Nadel – und sie haben es tatsächlich geschafft, das Kulturleben eines ganzen Stadtteils mitzuprägen.

Immer wieder kommt Kahl auf das Haruki Murakami-Fieber zu sprechen, das sie seit längerem packt, die Geschichten, vor allem aber die Figuren des japanischen Autors fesselten sie so sehr, dass sie am Ende jeder Lektüre traurig sei, wenn sie wieder aus ihrem Alltag verschwinden. Sie erinnert sich an das erste Mal, als sie eine ähnlich starke Bindung zu Romanfiguren empfunden habe, damals als junges Mädchen, sie las eine Pferdegeschichte, verknallte sich in den Helden. Ihr Gesicht wird ein bisschen rot, als sie das erzählt. »Dann hat der auch noch eine Frau kennengelernt. Das habe ich ihm sehr übelgenommen«, sagt sie. Wieder das Lachen.

Es sind die Bücher, die die Besucher hierherbringen, in den Laden im ersten Obergeschoss zwischen Schuhshop und Schmuckdesign. Aber Vera Kahl ist der Grund, warum sie wiederkommen. ||

Das andere Leben

Eine Reihe mit bayerischen Biografien widmet sich den berühmten und unbekanntem Bayern.

THOMAS KIEFER

Vom »Märchenkönig« Ludwig II. über Karl Valentin, den »gratigen Clown«, bis zu den Barockmeistern Gebrüder Asam – die handlichen bayerischen Biografien aus dem Regensburger Friedrich Pustet Verlag sind zu einem beeindruckenden Prominentenfriedhof angewachsen. Natürlich sind die üblichen Celebritäten in der Reihe vertreten. Interessant wird es aber vor allem bei den weniger geläufigen.

Philippine Welser etwa, die Augsburger Patriziertochter und ihre unstandesgemäße Heirat mit einem Habsburger Erzherzog. Eine Ehe, die über viele Jahre geheim gehalten wurde, bevor der Papst die öffentliche Anerkennung erlaubte und Philippine durch politisches Geschick und ihre gewinnende Persönlichkeit zur vielgeliebten Tiroler Landesmutter wurde.

Oder Isabeau de Bavière, die Wittelsbacherin auf dem französischen Königsthron. Als Elisabeth von Bayern kam sie wahrscheinlich in München zur Welt. Gerade 15-jährig wurde die Tochter des Herzogs von Bayern-Ingolstadt im Jahre 1385 mit dem französischen Thronfolger Karl verheiratet. Ihr Ehemann erkrankte früh und nach seinem Tod musste Isabeau als Königinwitwe die Macht vor allem gegen die burgundischen Herzöge verteidigen. Mobbing und geschickt inszenierte Rufschädigung als intrigante, ehebrecherische und verräterische Deutsche auf dem französischen Thron schafften ihr einen Ruf, der sich bis in die späteren Geschichtsbücher fortsetzte. Eine Geschichte von Mord, Machtgier und perfidem Polit-drama, die noch auf Drehbuch und Verfilmung wartet.

Inzwischen sind es rund vierzig Lebensläufe in dieser verdienstvollen Reihe. Wer an an rascher Orientierung interessiert ist, dem darf man diese in der Regel 130 bis 150 Seiten starken Bände empfehlen. Man kann sich dabei außer auf saubere historische Recherche auch auf manche boulevardeske Anekdote oder überraschende Jahrestage freuen.

Da erinnert der Verlag zum Beispiel an den unglückseligen Stauerjüngling Konradin, der nur 16-jährig unter dem Henkerschwert auf dem Marktplatz von Palermo endete. Am 29. Oktober jährt sich sein Todestag zum 750. Mal. Skurriles Jubiläum? Keineswegs! Denn erst ein Jahr nach seinem Tod wurde Konradins Testament umgesetzt und erst seitdem, also heuer seit 750 Jahren, gehören die Oberpfalz und der Lechraun zu Bayern. Der Mythos um den Sohn von Elisabeth von Wittelsbach und König Konrad IV., geboren auf der Burg Wolfstein bei Landshut, zieht seine Spur durch Geschichtsbücher, Kunst und Belletristik bis heute. Das Todesurteil, unterzeichnet von Karl von Anjou, wurde noch lange in den deutsch-französischen Streitereien als eine von vielen Bösartigkeiten in der »Erbfeindschaft« instrumentalisiert. Autor Gerald Huber ordnet die Hinrichtung des jungen Mannes und seiner Gefährten als zeitübliche Grausamkeit ein, in der die demonstrative Vernichtung von politischen Gegnern für notwendig angesehen wurde. Verwerfungen zwischen den Adels- und Königslinien Europas und ihre Auseinandersetzungen mit dem Kirchenstaat und ihren Fürsten waren die Mühlsteine, die Konradin zum Verhängnis wurden.

Ob Aventinus, der Geschichtsschreiber aus Abensberg, Barbara Blomberg, die Kaisergeliebte, Sebastian Kneipp, der Wasserdoktor aus Wörishofen, oder der Komponist Max Reger, viele der bayerischen Persönlichkeiten haben bereits einen Platz in der Pustet-Reihe gefunden. Die Auswahl berücksichtigt von Herrscher- und Politikerporträts, über Künstler und Wissenschaftler bis zu Sozialkämpfern alle wichtigen Lebensbereiche der Gesellschaft. Auf weitere »Ausgrabungen« darf man sich freuen. ||

Anzeigen

Erika Mann
Kabarettistin
Kriegsreporterin
Politische Rednerin

Eine Ausstellung der Monacensia
11.10.2019–30.06.2020
Maria-Theresia-Straße 23 | 81675 München
www.muenchner-stadtbibliothek.de/monacensia

monacensia
im hildebrandhaus

DER KAUFMANN VON VENEDIG

VON
WILLIAM SHAKESPEARE
REGIE:
CHRISTIAN STÜCKL
AB 27 OKT 2019
KARTEN 089.523 46 55

volks theater

Kulturpartner BR Bayern 2 www.muenchner-volks-theater.de

REIHE: KLEINE BAYERISCHE BIOGRAFIEN
Verlag Friedrich Pustet | 12,95 Euro bis 14,95 Euro

Und tat, wozu er auf der Welt war

Jörg Fauser wurden viele Etiketten angeheftet: Alkohol, Drogen, Popliteratur. Die Neuedition seiner Werke öffnet den Blick auf einen akribischen, kompromisslosen Schriftsteller.



Jörg Fauser | © Fauser-Archiv



FLORIAN WELLE

Es gibt ein Interview, das Hellmuth Karasek einst mit Jörg Fauser geführt hat, das deshalb so interessant ist, weil der Kritiker immer wieder auf die vermeintlich bevorzugten Stoffe und Themen des Schriftstellers – Kriminelle, Junkies, Dealer – zu sprechen kommt. Fauser hingegen ein ums andere Mal beharrt: »Mir geht es eigentlich mehr um das Handwerk.«

Jörg Fauser wäre in diesem Sommer 75 Jahre alt geworden. Gegen die Etikettierungen, die man ihm seit seinem Tod in den Morgenstunden nach seinem Geburtstag am 16. Juli 1987 – ein LKW erfasste ihn auf der Autobahn nahe München – anpappete, konnte er sich nie zur Wehr setzen. Vom Vater der deutschen Popliteratur war da etwa die Rede. Schlimmer noch: Fauser galt und gilt allen, die einen auf Außenseiter machen, als Kultautor. Ein inhaltsleerer, dummer Begriff. Seine Gegner, allen voran die westdeutsche Kritikerzunft, leisteten – freilich noch zu Lebzeiten des erst drogen-, später alkoholabhängigen Autors – dem Vorschub. Zum Beispiel Marcel Reich-Ranicki mit seinem arroganten Vorwurf, Fausers Geschichte beim Bachmann-Wettbewerb 1984 sei Unterhaltungsware und gehöre deshalb nicht nach Klagenfurt.

Jetzt wartet der Diogenes Verlag mit einer Neuedition von Fausers Werken auf, die man zur Hand nehmen bzw. sich anhören sollte – mit Lars Eidinger und Charly Hübner haben zwei der renommiertesten deutschen Schauspieler für »Diogenes Hörbuch« die Werke »Rohstoff« von 1984 und »Das Schlangenmaul« von 1985 bestechend eingelesen. Zu erleben ist ein Autor, der nicht nur Untergrund drauf hatte, sondern auch schlicht brillant war, genau wusste, was er tat. Wer erfahren will, was Dialoge sind, die sitzen, möge Fauser lesen. Er nahm das Schreiben verdammt ernst, wie man aus dem Nachwort von Michael Köhlmeier für den Roman »Rohstoff« erfahren kann, das auch als Booklet dem Hörbuch beiliegt und mit den Worten endet: »Und so viel getrunken konnte J.F. in der Nacht gar nicht haben, dass er am nächsten Morgen um acht Uhr nicht am Schreibtisch saß und tat, wozu er auf der Welt war.« Im Übrigen: In Fausers Arbeitszimmer herrschte »Ordnung, Ordnung, Ordnung«, wie es einmal seine Lektorin Hanna Siehr schilderte. Und: kein Alkohol!

Es wäre daher ein Missverständnis, in »Rohstoff« lediglich einen Drogenroman zu sehen, der auf den eigenen Erfahrungen des Autors fußt und zwischen 1968 und 1973 in Istanbul, Berlin, Göttingen, London und Frankfurt spielt. Sein Alter Ego heißt hier Harry Gelb, der Drogen nimmt und »immer nur auf Durchreise« ist. Vor allem aber Schriftsteller werden will. Und so ist das eigentlich Bemerkenswerte an der wohl berühmtesten Szene des Buches, der Begegnung des Reporters Gelb mit dem großen Vorbild William S. Burroughs nicht die Tatsache, dass sich beide über Opium und wie man davon loskommt unterhalten, sondern die Frage des Beat-Heroen an den Mittzwanziger: »Sind Sie Schriftsteller? Ich will ja nicht indiskret sein, aber wie ein Reporter sehen Sie für mich nicht aus.« Michael Köhlmeier ist zuzustimmen: »Rohstoff« ist ein Bildungsroman, den Lars Eidinger nun konzentriert, ruhig, ja fast schon melancholisch verhangen liest. Das überrascht zunächst, bis man feststellt: Der kompromisslose, betonharte Duktus Fausers kommt so noch deutlicher zum Tragen. Nur manchmal geht dadurch dem mitunter atemlos voranpreschenden Text etwas an Tempo verloren.

Ganz anders Charly Hübner, der den Hörer wunderbar genervt, rotzig, rau und verraucht in »Das Schlangenmaul« blicken lässt. Fauser zeigt sich als versierter (Polit)Thriller-Autor, der seinen hartgekochten Vorbildern, wie Dashiell Hammett und Raymond Chandler, alle Ehre macht. Darin versucht sich der arbeitslose, abgeranzte Journalist Heinz Harder als »Bergungsexperte für außergewöhnliche Fälle«. Auf der Suche nach einem Mädchen sieht sich der Detektiv in West-Berlin bald einem üblen Clan gegenüber. Schon im ersten Satz begegnet man Harder und wird in eine zwar schäbige, aber durchaus bürgerliche (!) Welt hineingezogen: »Als die Pressluftschlämme mich weckten, träumte ich gerade vom Krieg.«

JÖRG FAUSER: ROHSTOFF

Gelesen von Lars Eidinger | 1 mp3-CD mit einer Laufzeit von 459 Minuten

JÖRG FAUSER: DAS SCHLANGENMAUL

Gelesen von Charly Hübner. 1 mpd3-CD mit einer Laufzeit von 428 Minuten

Beide Diogenes, Zürich 2019 | 18,95 Euro und 26 Euro

Wem gehört Kafka?

Benjamin Balints spannendes Buch »Kafkas letzter Prozess« zeichnet die bis 2016 heftig geführte Auseinandersetzung um Kafkas Nachlass nach.

THILO WYDRA

Als Max Brod sich am Abend des 14. März des Jahres 1939 zusammen mit seiner Frau Elsa aufmacht, seine Heimatstadt Prag für immer zu verlassen, und mit dem letzten Zug zunächst nach Polen reist, dann weiter, immer weiter, mit dem Endziel Palästina, da trägt er einen Koffer bei sich. In diesem Koffer befinden sich Manuskripte, Notizen, Skizzen seines Freundes Franz Kafka, der fünfzehn Jahre vorher, im Juni 1924 starb. An Kafkas ausdrücklichen Wunsch, alles, was er nicht selbst zur Veröffentlichung bestimmt hat, unbedingt zu vernichten, hält sich sein alter Freund Max Brod nicht. So ist es, bei allem Für und Wider, Brod zu verdanken, dass der Welt eines der zweifellos wichtigsten, klarsten, schönsten Werke der Literaturgeschichte erhalten blieb.

Der Kafka-Koffer wird sicher in Palästina ankommen. Max Brod wird seinen Inhalt gemeinsam mit seiner langjährigen Sekretärin, Mitarbeiterin und Vertrauten Ester Hoffe ordnen und transkribieren und Teile davon publizieren. So gelangen einige der Schriften von Franz Kafka an die Weltöffentlichkeit. Und der Koffer und sein unschätzbare Inhalt gehört Max Brod, dem Freund und einzigen Nachlassverwalter. Als Brod schließlich am 20. Dezember 1968 im Alter von 84 Jahren in Tel Aviv stirbt, nimmt sich Ester Hoffe, laut Brods Testament Alleinerbin und Nachlassverwalterin, seines Nachlasses an. Zu diesem Nachlass – und hierin nun liegt die Wurzel allen sich über Jahrzehnte erstreckenden Übels – gehört auch der im Testament nicht erwähnte Kafka-Nachlass.

»Kafkas letzter Prozess« heißt folgerichtig das äußerst informative, spannende und für jeden Kafka-Liebhaber schlichtweg unentbehrliche Sachbuch, in dem der 1976 in den USA geborene, heute in Jerusalem lebende Autor und Übersetzer Benjamin Balint der Genese des Brod- wie auch Kafka-Nachlasses nachgeht. Ebenso kenntnis- wie faktenreich – das gut recherchierte Buch enthält allein 80 Seiten Anhang mit Anmerkungen, Quellen und Literaturverzeichnis – zeichnet Balint die kafkaesken Auseinandersetzungen um Kafkas Nachlass nach, die auf juristischer, kultureller, politischer und letztlich auch religiöser Ebene stattfanden. Wem gehört Kafka? – so lautet die zentrale Frage. Alle Beteiligten beantworten sie in ihrem Sinne: uns!

Und diese Beteiligten sind zahlreich: Bei der 2007 gestorbenen Ester Hoffe angefangen, sowie in Folge ihrer Tochter Eva Hoffe, die bis zu ihrem Tod am 4. August 2018 juristisch um den Nachlass kämpfte, über die Jerusalemer Nationalbibliothek, die den Nachlass für sich im Namen des Staates Israel beansprucht, bis hin zu anderen Archiven, anderen Ländern. Teile des Kafka-Nachlasses lagern in Oxford, das kostbare, millionenschwere Manuskript des weltberühmten Romans »Der Prozess« wird im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar gehütet. Kafka, der auf Deutsch schreibende Prager Jude, der drei Länder, drei Kulturen in sich vereint, will von allen vereinnahmt werden.

»Kafkas letzter Prozess« erzählt auf zwei parallel gehaltenen Zeitebenen alternierend das Schicksal dieses begehrten Nachlasses – da ist auf der einen Erzählebene die Gegenwart, wo Prozess auf Prozess folgt, mit Eva Hoffe auf der einen, der Jerusalemer Nationalbibliothek auf der anderen Seite, mit mal hier, mal dort hinzugekommenen Mitverfechtern. Und da ist auf der anderen Ebene die Vergangenheit, beginnend mit dem 23. Oktober 1902 in Prag, zu Lebzeiten Kafkas, als sich der 1883 geborene Kafka und der 1884 geborene Brod an der Prager Karls-Universität erstmals gegenüberstehen. Das Ergebnis dieser klugen narrativen Parallelmontage liest sich wie ein atemraubender Krimi um die Niederschrift, die Weitergabe, die Archivierung und Auswertung des vielleicht berühmtesten Nachlasses der modernen Literatur überhaupt.

Allein die Frage also, wem Kafka denn nun gehört, wird letztlich nie beantwortet werden können. Kafka gehört uns allen, seiner Leserschaft – und zugleich doch niemandem: »Ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.«

BENJAMIN BALINT: KAFKAS LETZTER PROZESS

Aus dem Englischen von Anne Emmert
Berenberg Verlag, 2019 | 336 Seiten | 25 Euro



Anzeige



Ring in 750/- Gold

Langes & Ufer

im Theatinerhof
Salvatorstrasse 2 . München . T +49 (89) 229099
langes-ufer@t-online.de

Unverdrosseltheit ist bei Amseln kein Wunder

Ein Gespräch mit Dagmar Leupold.



Dagmar Leupold | © Volker Derlath

Dagmar Leupolds neuer Roman »Lavinia« erzählt das Leben der Protagonistin, während sie in New York aus einem Hochhaus vom 25. Stock stürzt: ein furioser Monolog der Stürzenden selbst, pro Stockwerk ein Kapitel über ihre Erfahrung, ihre Welt, von den fünfziger Jahren in der Bundesrepublik an bis heute, in Italien, in den USA, über ihre Lieben, ihre Gewalterfahrungen, ihren Zorn.

Wieso eigentlich Lavinia? Bei Vergil ist sie Aeneas' Frau, die nach dem Tod ihres Mannes anstelle ihres Sohnes regieren muss.

Vergils »Aeneis« ist nicht so wichtig, sondern der Eneasroman von Heinrich von Veldeke, ungefähr 1180 entstanden. Da ist Lavinia eine bedeutendere Figur, insbesondere durch den Monolog der von der Minne gerade erfassten Lavinia. Mein Roman ist sozusagen Echo auf diesen Minnemonolog.

Im Namen Lavinia steckt ja auch noch »die Reine«, »die Saubere«, es gibt viele Einflüsse, Prägungen, die Lavinia angreifen und das ändern wollen.

Das ist auch ein bisschen ironisch, »lavare« bedeutet waschen auf Italienisch – und ich reagiere stark auf Klänge: Natürlich hört man noch »love« in dem Namen, in einem Stockwerk ja auch explizit, Love-inia, außerdem »Lava«, das Explosive, die Lawine, das mit großer Wucht Herabstürzende ...

Es ist das Schwierigste, Leserinnen, Leser mit einem inneren Monolog einzufangen. Warum soll man so intensiv in die Welt einer Figur gehen? Ist das nicht ein enorm riskanter Einstieg?

Schon, aber er ist programmatisch angekündigt – »wer ergründen will, muss herab« lautet der erste Satz –, und ich würde einen großen Unterschied zwischen privat und persönlich machen: Private Mitteilungen interessieren mich nicht, und ich würde von niemandem erwarten, dass er sich für meine privaten Mitteilungen interessiert. Aber am Persönlichen scheint immer etwas Exemplarisches auf, der eigene Lebensstoff ist immer schon Teil eines Zeit-Raum-Gebildes. Wie sedimentiert Zeitgeschichte in uns? Das kann man nicht im Allgemeinen verhandeln.

Das ist in diesem Roman auch deshalb so überzeugend gelöst, weil die Erzählung nicht chronologisch ist, und weil nicht jedes Stockwerk im Fall-Monolog »abgearbeitet« wird. Am Schluss steht das mit Emotionalste in einer Liste, die Sexismen, die Gewalt, die Lavinia in ihrem Leben erfahren musste, aus-

gerechnet ihr Wutanfall gegen die »Betatscher, Zurauner, Übergreifer«. Warum?

Ich will das semantische Wortfeld in Bezug auf Emotionen formal unterlaufen. Das Aufgeladene nicht mit einem pompösen Text erfassen, der von Superlativen wimmelt, sondern in einer sehr rationalen, nüchternen Form, wie das die Liste nun mal ist. Solche Wechselwirkungen halte ich für entscheidend für den Transport von etwas, das nicht explizit ausgesprochen wird.

Der Text arbeitet auch mit Paradoxien, »bitte nicht gelehrt sein!« ist ein Zuruf zu Beginn, und gegen Ende heißt es einmal »Unlesbarkeit ist Macht«. Es ist ein sehr anspielungsreicher Text, muss man gelehrt sein, um »Lavinia« zu lesen?

Ich hoffe nicht, das fände ich schrecklich. Für mich ist dieser Roman auch eine Hommage an die Literatur, mit der ich aufgewachsen bin, auch an das Ungelesene, das gewaltig ist. Mein Modell ist der Stoffwechsel: Das, was ich jetzt kann, kann ich aufgrund dieser Verbündeten, die ich lesen durfte, und natürlich passiert gar nichts im Stoffwechsel, wenn man nicht eigene Enzyme entwickelt. Aber was dabei rauskommt, ist etwas Neues. Für mich ist die Vorstellung tröstlich, dass kein Blatt Papier weiß ist, unbeschrieben. Ich hatte eine Testleserin, die in irgendeinem blöden soziologischen Sinn nicht »gebildet« ist, und die hat sich überhaupt nicht an deutlichen Zitaten gestört. Sie hat komplementär gelesen: Man versteht nicht jedes Wort, man erfasst etwas. Und Erfahren ist eben nicht gekoppelt mit: genau wissen, wohin ein Detail gehört!

Es ist eine dumme Anforderung an Literatur, »ich muss sofort alles verstehen«. Einer meiner Lieblingssätze von Joyce ist seine Antwort an seine Tante, die sich beschwert hatte, man könne den »Ulysses« nicht lesen. Er hat ihr gesagt: Wenn man meinen Roman nicht lesen kann, kann man das Leben nicht leben.

Eine schöne Antwort, so kühn wäre ich nicht. Aber ich möchte auf gar keinen Fall »droppen«, es ist mehr sowas wie Fäden nutzen, verweben, sie wieder aufrebelln, das Mürbe einspannen, damit es wieder ein tragfähiges Gewebe wird, um im Fall zu bleiben: ein Netz. Diese Fäden leben im musikalischen Umgang mit der Sprache, den Lavinia hat, sie werden in den vielen Sprach- und Wortspielen amalgamiert, eingemeindet, in einem großen Repertoire, von ganz hehrem Vokabular bis herunter zu Kalauern – wie der unverdrosselten Amsel.

Wobei dieser Satz einer Figur zur Charakterisierung in den Mund gelegt wird. Mir ist wichtig, das Profane und Sakrale zu mischen, etwas, das bei solchen Geschwindigkeiten eben zustande kommt. Im Sturz kann man das gar nicht so fein auseinanderhalten. Ich fänd's auch schrecklich, wenn man den Roman nur mit betrübter Miene lesen würde, das Komische ist ein wunderbares Korrektiv.

Im Roman ist eine Reibung inszeniert: Das dezidiert Unrealistische, der Sturz ins Bodenlose, man weiß lange nicht, wie er enden wird. Gleichzeitig gibt es etwas sehr Realistisches, die Bundesrepublik in ihren frühen Jahren, in der Nachkriegszeit. Wie wichtig ist diese Ebene?

Mir war sehr wichtig, über bestimmte Figuren, darunter Lavinia selbst, die schon auch eine Chiffre ist für ihre eigene Lebensspanne, die entsprechenden Jahrzehnte, Epochen aufzurufen. Wie schlägt sich z. B. der Nachkrieg nieder, in der psychomentalen Organisation von uns Menschen, im Roman der Figuren? Was prägt sie? Gleichzeitig ist es keine soziologische Studie, deshalb eine träumerisch-phantastische, märchenhafte Auflösung.

Lavinia wehrt sich, ihr Furor richtet sich auch gegen die Geschlechterverhältnisse, gegen Sexismen. Im Positiven ist es eine Art Liebesroman, es geht um Beziehungen, auch hoffnungsfrohe am Ende. Trotz aller Härte ist »Lavinia« kein pessimistischer Roman, oder?

Ja, was in dem Begriff »dolceamaro« am Ende ausgedrückt wird, bittersüß, ist aber auch: poetisches Sprechen als Einspruch. Nicht in einem Märchen-Sinn wie »es wird alles wieder gut«, sondern in einem eher kämpferischen Sinn. Das Gewaltthema treibt mich um, als persönliche Erfahrung. Aber diese persönliche Erfahrung ist eingebettet in eine Erfahrung von systemischer Gewalt. Die liegt in der Luft. Deswegen sind der Erzählzeit – der Sturzzeit, müsste man sagen – alle Vorfälle, die 2017/18 in den USA stattfinden, denn in New York steht das Hochhaus ja, also Amokläufe, Überfälle auf Synagogen und vieles mehr, eingeschrieben, vielmehr eingeschossen. Einspruch nicht im Sinne von Machtwort, sondern von Wortmacht.

Lavinia zeigt auch, was heute ein politischer Roman sein könnte, völlig anders als in der Vorstellung der späten 60er, der 70er Jahre. Auf diese Art kämpferisch ist der Roman nicht. Was für ein Konzept von »politisch« hat er?

Politisch heißt für mich nicht, Ereignisse abbilden, ich habe eher ein Schmugglermodell: Kassiberhaft, auch über die Form, etwas mitzubedeuten. Was steht für die Zeit? In vielen Sprachen ist das Wort für »Zunge« und »Sprache« noch dasselbe, und wenn ich nicht mit tausend Zungen sprechen will oder kann, oder mit gespaltener Zunge, dann muss ich schon gucken: Was liegt drauf auf der Zunge? Und wer hat das da draufgelegt? Ich nicht, oder nicht nur ich!

Das Thema des Romans ist nicht nur ein weiblicher Lebenslauf; geht es am Ende vielleicht doch um das Nachdenken darüber, was ein gelingendes Leben sein könnte?

Für ein Exposé hatte ich das als dramatisch voranstehende Frage tatsächlich formuliert: Was ist ein gelingendes Leben? Und zwar eben nicht ein gelungenes, wo man bilanzierend und ergebnisorientiert ist, sondern gelingendes – im Verlauf, im Moment, nicht auf etwas hin. ||

INTERVIEW: SVEN HANUSCHEK

DAGMAR LEUPOLD: LAVINIA

Jung und Jung, 2019 | 198 Seiten | 21 Euro

LESUNG MIT DAGMAR LEUPOLD

10. Oktober | 20 Uhr | Buchhandlung Lehmkühl | Leopoldstr. 45 | Eintritt: 10 Euro

Anzeige

10 JAHRE

LITERATURFEST MÜNCHEN 2019 13/11 bis 01/12

Kulturreferat Literaturfest

60. MÜNCHNER BÜCHERSCHAU

forum • autoren KURATOR 2019 INGO SCHULZE

LITERATURHAUS MÜNCHEN

Veranstalter: Börsenverein des Deutschen Buchhandels Bayern

In Zusammenarbeit mit: Landeshauptstadt München Kulturreferat

Medienpartner: BR BAYERN, C4

Förderer: Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, pwc, Münchner Bank eG

VORMERKEN! |||||

11.–13. Oktober

STEPHANIE FELBER: (IN)SECURITY

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114
11./13.10., 20.30 Uhr, 12.10., 18.30 Uhr
Ticket-Reservierung: www.stephanie-felber.de

Choreografie und Performance haben uns gelehrt, dass es die Beteiligten sind, die Räume und Situationen erschaffen. Auch wissen wir, dass wir fast überall überwacht werden. In ihren Arbeiten macht die Münchnerin Stephanie Felber die Grenzen zwischen Publikum und AkteurInnen durchlässig. In dieser Produktion, die sich mit der Frage nach Sicherheit beschäftigt, sind Entscheidungen zu treffen: »Jeder Gast wählt schon an der Kasse seinen Status«, so Felber, »und je nach Verhalten während des Geschehens, was dieses auf unterschiedliche Weise beeinflussen kann, werden von Performern oder der Technik entsprechend offene oder versteckte Konsequenzen gezogen.« Kontrolle ist gut? Vertrauen ist besser? Und was hat die eigene Erfahrung mit Verantwortung zu tun?

12. Oktober | 27. Oktober, 3. November

TAG DER OFFENEN TÜR

Heinz-Bosl-Stiftung | Herzogstr. 3 | 12.10.
10.30–14.30 Uhr | Eintritt frei
MATINEE DER HEIZ-BOSL-STIFTUNG
Nationaltheater | 27.10., 3. Nov., 11 Uhr
Tickets: 089 337763 und
<https://heinz-bosl-stiftung.de/boslmatineen>

Karten für die Bosl-Matinee sind heiß begehrt, denn hier gibt es nicht nur tänzerischen Nachwuchs, dessen Technik und Ausstrahlung kennenzulernen, sondern auch aktuelle choreografische Handschriften zu sehen. Die Studierenden der Ballett-Akademie zeigen neben Klassischem auch eine neue Choreografie von David Russo. Und für das Bayerische Junior Ballett München schufen die Ex-Münchnerin Caroline Finn (jetzt bei der National Dance Company Wales) und die vielfach ausgezeichnete venezolanische Choreografin Maria Barrios neue Werke. Proben-Einblicke dazu gibt es beim Tag der offenen Tür.

IMPRESSUM

Herausgeber
Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de
Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | V.I.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun | **Anzeigen** Christiane Pfau
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
www.ulenspiegeldruck.de
Gestaltung | **Layout** Sylvie Bohnet, Susanne Gumprich, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner
Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger
Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer
Autoren dieser Ausgabe Thomas Betz (tb), Quirin Brunnmeier (qb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Eva-Elisabeth Fischer (eef), Sofia Glasl (sog), Christina Haberlik (chh), Petra Hallmayer (ph), Sven Hantschek (svh), Simon Hauck (sha), Klaus Hübner (kh), Klaus Kalchschmid (kk), Thomas Kiefer (tk), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Hannes S. Macher (hsm), Margarete Moulin (mm), Jürgen Moises (jmo), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mp), Tina Rausch (tr), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Silvia Stamm (sst), Erika Wäcker-Babnik (ewb), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe), Carolin Werthmann (caw), Thilo Wydra (thw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000
Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung
Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendgerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

Die Puppentänzen lassen



Bei den Proben zu »Coppélia«: Ballettmeister Luigi Bonino und die neu engagierte Solistin Irma Toppi | © Oliver Exner

EVA-ELISABETH FISCHER

Zumindest Ballettchef Igor Zelensky weiß, warum er für die erste Spielzeitpremiere seines Bayerischen Staatsballetts Roland Petits »Coppélia« ausgegraben hat. »Coppélia ist ein humorvolles Ballett, es passt gut in unser Programm. Mit diesem Stück können wir unserem Publikum auch eine andere, eben die humorvolle Seite der Kompanie zeigen«, sagt er, der Roland Petit für »einen der größten Choreografen des 20. Jahrhunderts« hält. Es werden nicht zuletzt die champagnersprühenden Tanznummern gewesen sein, weshalb Zelensky seine guten Kontakte zur Petit Association spielen ließ, um die Rechte für das 1975 entstandene Werk zu bekommen. »Coppélia« jedenfalls ist, von ein paar Gastspiel-Revuen im Deutschen Theater im Jahre Schnee einmal abgesehen, der erste Petit in München. Zelensky hat, wie alle großen Tänzer, auch seinen herzerweichend-unkaputtbaren »Jeune homme et la mort« aus dem Jahr 1946 getanzt. Und zeigt nun ebenso gern einen der großen Abendfüller im Gewand einer Tanzrevue – nein, nein eben nicht die »Carmen« –, wie sie zeit seines Lebens um Petits Muse und Ehefrau Zizi Jeanmaire kreisten.

Der tragische Fall in »Coppélia« ist, wenn man so will, der Puppenmacher Dr. Coppélius. In einem charmanten Solo schwenkt er tatsächlich noch eine an den Schuhen befestigte Puppe, die er dann aber vermeintlich zum Leben erweckt. Die freilich zerbricht am Ende, weil doch nur ein lebloses Ding und keine leibhaftige Flirtmaschine, und lässt ihn mit leeren Händen zurück. Darin heute noch das große, allerdings operettig aufbereitete Künstlerdrama erkennen zu wollen, erübrigt sich. Denn alles an Petits »Coppélia« gereicht zur anzüglichen Burleske, sei es nun die Parade Beine werfender Kadetten oder das flotte Corps Popo-wackelnder Mädchen in großer Toilette. Sie alle vervielfältigen dieses heute

peinlich angestaubte »chercher la femme«-Gehabe mit den entsprechenden Mann-Frauen-Geplänkel-Chiffren der Solisten: jede Geste eine pikante Zweideutigkeit, jede Zurückweisung durch die Frau Teil des Spiels und also jedes kokette Nein nichts anderes als ein einladendes Ja für die allzeit galanten Herren. Die eben lassen die Puppen tanzen.

Im Zentrum stehen Coppélius, Franz und die Automatenpuppe Coppélia als erotische Menage à trois. (Nebenbei: Aktuell ist im Nationaltheater der Stoff von E. T. A. Hoffmanns Verblendungs- und Beziehungsgeschichte um Coppélius und die Automatenfrau auch in Jacques Offenbachs Opéra fantastique »Les Contes d'Hoffmann« zu erleben.) Der italienische Tänzer und Ballettmeister Luigi Bonino, der Petits »Coppélia« zuletzt 2014 an der Oper Rom einstudiert hat und dort in seiner Paraderolle, dem Coppélius, brillierte, leitet auch in München die Proben, unerbittlich genau und dabei lässig und heiter. Er wird auch hier, alternierend mit Javier Amo, als Coppélius abräumen. Die drei Paare haben bei der dritten Solistenprobe noch ihre liebe Not, mit den vertrackten, kleinteiligen Schrittkombinationen. Flink müssen sie sein, bei allen zu berücksichtigenden Feinheiten ihre Variationen beständig in Fluss halten. Und dabei Gestik und Mimik übertreiben. Denn die Übertreibung, erklärt Bonino, sei der Geist des Stückes. Schon deshalb wird es ein Kassenknaller werden, ein Silvesterspaß für alle Jahreszeiten. Auch wenn so manche(r) dabei Schluckauf kriegt. ||

ROLAND PETIT: COPPÉLIA
Nationaltheater | 20. Oktober (Premiere),
22./25./26. Okt. | 19.30 Uhr
Tickets: www.staatsballett.de

Mit »Coppélia« zur Musik von Léo Delibes holt sich das Staatsballett erstmals ein Werk von Roland Petit ins Repertoire.

KOMMENTAR

AUSLASTUNG

Es wäre schierer Wahnsinn gewesen, Igor Zelenskys Vertrag als Direktor des Bayerischen Staatsballetts nach nur drei Jahren von fünf Jahren nicht zu verlängern. Es spricht ein zwar künstlerisch wenig aussagekräftiges, aber dennoch unwiderstehliches Argument für ihn: die durchschnittliche Platzausnutzung von stabilen 95 Prozent, welche bisher noch keine(r) der Ballettchefs erreicht hatte. Das beeindruckt nicht nur Kunstminister Bernd Sibler, in dessen Büro der Russe im Beisein von ein paar wenigen Ballettkritikern als Zeugen am 10. September seinen neuen Vertrag unterschrieben hat. Zelenskys Mentor Nikolaus Bachler kann sich nicht erst jetzt in seiner Präferenz bestätigt fühlen. Und offenbar steht auch sein Nachfolger Serge Dorny als Staatsopernintendant im Jahr 2021 hinter den Plänen des alten und neuen Ballettchefs.

Deshalb konnte Igor Zelensky die drei nächsten Jahre fix planen. Denn er bleibt nun ja bis 2026. Er hatte es sich von Anfang an erklärtermaßen zum Ziel gesetzt, die 2100 Plätze des Nationaltheaters möglichst bei jeder Vorstellung zu verkaufen. Dabei stützt er sich auf drei wesentliche Säulen: Ein starkes Tänzerensemble, das er radikal in seinem Sinne, also nach russischer Art, runderneuert hat; ein Repertoire, das sich in seinen Abendfüllern auf die Klassik des 19. und mit den Werken John Crankos, John Neumeiers und nun auch Roland Petits auf die publikumswirksamen Ballettneuerer des späten 20. Jahrhunderts kapriziert. Für die dritte Säule, den dreiteiligen Ballettabend als zweite Premiere der Spielzeit, hat er die Verträge mit den illustren Größen der zeitgenössischen internationalen Choreografenszene bereits in der Tasche: Es kommen Alexei Ratmansky, David Dawson, Wayne McGregor und Sharon Eyal. Außerdem hat er Andrew Kaydanovskiy aus Wien für fünf Jahre als Hauschoreografen engagiert. Deswegen Wirkungsfeld ist das Prinzregententheater, wo er bereits bei den Abenden junger Choreografen zwei seiner Arbeiten in Folge vorgestellt hat. Und dann steht da noch der Name des belgischen (Circus-)Theatermannes Franco Dragone im Raum – hoffentlich keine Chimäre wie David LaChapelle ...

Da Zelenskis Rechnung bisher aufging, gibt es – allen Kritikern seines konservativen Spielplans zum Trotz – keinen Grund, seine Strategie zu ändern. Wirklich mutig ist nichts davon, aber von unwiderstehlicher Strahlkraft, die dem Staatsballett vor allem dann gut ansteht, wenn es in der Spielzeit 2020/21 sein 30. Jubiläum als künstlerisch autonome Kompanie begeht. Als glanzvoller Höhepunkt gastiert man mit zwei Opern- und zwei Ballettauführungen in Moskau beim Bolschoi – im Austausch, wie Kunstminister Sibler mimisch und ganz ohne Worte bestätigt. Alles in allem geht Zelensky nun recht entspannt zu Werke. Zurücklehnen kann er sich dennoch nicht. Zumal es keine Gasttänzer und erst einmal keine weiteren Planstellen gibt, werden seine 73 Tänzer und Tänzerinnen genauso hart rangenommen wie bisher. Wen der Herr liebt, den züchtigt er. Jonah Cook und Ksenia Rhyzkowa, deren Karrieren Zelensky mit aller Konsequenz befördert hat, sind schon mal weg. Dafür sind andere, ganz frische da.

EVA-ELISABETH FISCHER

Anzeige

09.10.2019, 20 Uhr (Einführung 19.30)
Neues Globe Theater
Molière: Die Streiche des Scapin

11.10.2019, 20 Uhr
Breuer Hermenau Quartett (Jazz)

15.10.2019, 20 Uhr
Andreas Rebers (Kabarett)

17.10.2019, 20 Uhr
Amandine Beyer (Barockvioline)
Kristian Bezuidenhout (Fortepiano)
Mozart, Haydn, CPE Bach

23.10.2019, 20 Uhr (Lesung)
Gerhard Polacek: Versuch über die österreichische Seele

05.11.2019, 20 Uhr
Dover Quartett
Mozart, Hindemith, Brahms

BÜRGERHAUS PULLACH
Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de

Abb. Amandine Beyer © Oscar Vazquez



Gerstmeir/Teutsch: »Kokon«, Jeseník 2019 | © Henning Koepke

Thomas Gerstmeir und Merian Teutsch

Aneignung

In Jeseník /Freiwaldau in der tschechischen Region Altvater, im ehemaligen Sudetenland, 630 Kilometer von München entfernt, steht an der Hauptstraße ein Haus. Es ist die ehemalige Stadtbücherei: Erbaut Ende des 19. Jahrhunderts, ehemals herrschaftlich, im Kommunismus massiv versachlicht, bis vor kurzem noch mit Billy-Regalen, Linoleum und vielen Teppichböden aller Art ausgestattet. Für das deutsch-tschechische Kunstfestival »Im Zentrum«, das im September drei Tage lang in Jeseník stattfand, stülpten der Münchner Architekt Thomas Gerstmeir und der Künstler Merian Teutsch das Gebäude von innen nach außen: Die Teppichböden wurden aus den Räumen entfernt, in Bahnen geschnitten und als Vorhang an zwei Außenwänden angebracht. Dieser Vorgang war nicht nur regelrecht atemberaubend, sondern auch in der Installation mit Hebebühne, sehr langen Dübeln und zahlreichen Hilfskräften außerordentlich aufwendig. Das Ergebnis ist eine Hülle, die man so noch nicht gesehen hat (außer man erinnert sich an die Fassadengestaltung, die El Anatsui am Haus der Kunst in München vorgenommen hatte), und die die Bewohner der kleinen Stadt zunächst kopfschüttelnd, dann aber immer liebevoller als »ihr Haus« akzeptierten, in dem sich auch das Festivalzentrum sofort etablierte. Das ging so weit, dass zwei örtliche Polizisten sich bereit erklärten, am Festivalwochenende freiwillig auf das Haus aufzupassen, auf dass niemand auf die Idee käme, die Teppichstreifen emporklettern zu wollen oder ähnliches. Das Innere bespielen noch bis 20. Oktober vor allem Münchner Künstler: Die Foto-

grafin Isolde Ohlbaum zeigt viele – in München aufgenommene – Porträtaufnahmen von u. a. tschechischen Autoren und anderen Künstlern. Der Filmemacher und Autor Frank Sauer hat einen Raum mit Fotos von Jeseníker Garagentoren und einer Sound-Text-Installation über die Jeseníker Familie Raymann gestaltet, in einem anderen ist der Film »linear« von Wolfgang Aichner und Thomas Huber über die Unsinnigkeit von Grenzziehungen zu sehen (am 5./6.10. auch in der Münchner Rathausgalerie), und der Architekturfotograf Henning Koepke präsentiert neue Aufnahmen von Bauhaus-Architektur in und um Brünn. Die Münchner Kuratorin Serafine Lindemann hat mit ihrer tschechischen Sparringspartnerin Zdenka Moravkova vor vier Jahren ein Festival ins Leben gerufen, das Lücken in den deutsch-tschechischen Beziehungen auf wundersam spielerische Weise schließt. Und die deutschen Beteiligten wundern sich, was alles geht, wenn die formalen Bedingungen auf ein menschliches Maß reduziert werden. Lucia Dellefants Beitrag ist ein riesiger fahrbarer Briefkasten, den sie durch den Ort zog: In diesen kann jeder noch ein paar Wochen lang seinen Vorschlag einwerfen, was weiterhin mit dem verkleideten Haus passieren soll. Titel von Dellefants Kunstaktion: »Unser Haus«. || cp

FESTIVAL IM ZENTRUM
Jeseník / Freiwaldau, Tschechien | September – Oktober
2019 | www.imzentrum.eu

Über



In Forced Entertainments
»And In the Thousandth
Night« ist jeder König
© Hugo Glendinning

Grenzen

Spielart 2019 bietet einen traurigen Abschied, ein Wiedersehen mit alten Freunden und blickt geografisch und kulturell über den Tellerrand.

SABINE LEUCHT

Als ich zum 10. Spielart-Jubiläum ein Interview mit Tilmann Broszat machte, schickte der Auftraggeber mich zurück an den Schreibtisch, um mehr Stolz auf das Geleistete aus ihm herauszukitzeln. Und fragte: »Kann der sich vielleicht mal selber loben?« Nein, kann er nicht! Der Erfinder des Münchner Festivals, das seit 1995 alle zwei Jahre neue Spielarten der Bühnenkunst aus aller Welt an die Isar holt und Namen wie Gob Squad, She She Pop, Romeo Castellucci oder Lola Arias erst bekannt gemacht hat, ist die Bescheidenheit in Person. Allenfalls gönnt er sich selbst ein Mikro-Schulterklopfen als Nachklapp zu ultraseriösen Sätzen wie: »Ja, wir haben unsere Koproduktionsanstrengungen vergrößert, weil in anderen Ländern die Förderungsmöglichkeiten noch viel kräftiger abgenommen haben als hierzulande. Wir sind als Festival international inzwischen so etabliert, dass wir uns in der Verantwortung sehen.« Stolz ist Tilmann Broszat allenfalls auf das stets neugierige Publikum und auf Errungenschaften hinter den Kulissen des Festivalbetriebs, wo Spielart unter Broszat ganze neue Künstler- und Kuratorengenerationen anschob.

Wie er gemeinsam mit seinem langjährigen Festival-Co-Leiter Gottfried Hattinger fast schüchtern am Rande des Geschehens herumstand, war das vielleicht größte Aha-Erlebnis meiner Spielart-Initiation Ende der Neunziger. 2001 war es »Kanal Kirchner«. Der Audiowalk auf den Spuren einer Verschwundenen, der die Aufmerksamkeit auf versteckte Kameras richtete, mag aus heutiger Sicht »eine charmante Unschuld« besitzen, wie die künstlerische Leiterin des Festivals Sophie Becker bei der Spielart-Presskonferenz im Juli meinte. Damals aber waren Sujet, Format wie Durchführung eine Offenbarung.

Das 13. Spielart-Festival, das von 25. Oktober bis 9. November stattfindet, wird die Theatergeschichtsschreibung betrüben, weil Tilmann Broszat geht (Becker wird das Festival fortan alleine leiten) und Spielart-Oldies entzücken, weil »Kanal Kirchner« wiederkommt. Denn obgleich Broszat selbstverständlich keine Abschiedsveranstaltung wollte, andere wollten sie schon. So wird unter den heuer 49 eingeladenen Produktionen aus 28 Ländern auch die Studentenarbeit von Stefan Kaegi und Bernd Ernst sein, die als »Hygiene Heute« firmierten, bevor Kaegi parallel dazu die heute bekanntere Gruppe Rimini Protokoll gründete. Und Forced Entertainment wird mit gleich drei Abenden dabei sein.

Der geniale Wahnsinn der Truppe um Tim Etchells ist Spielart-Aficionados ein Begriff. Schon neun Mal waren sie unter dem Dach der Biennale in München – und im vergange-

nen Jahr war ihr so wunder- wie qualvoller Zwitter aus Game-show-, Mentalmagie- und Vergewaltigungssatire »Real Magic« an den Kammerspielen zu Gast.

Das besondere Zuckerl: Die Truppe aus Sheffield bringt zu Ehren von Broszat ganze 24 Stunden Theater bei freiem Eintritt mit – aufgeteilt in drei Portionen. Portion 1: Ein Wiedersehen mit ihrem Beichtmarathon »Speak Bitterness«. Portion 2: Die Mega-Meta-Erzählung »And In the Thousandth Night«, die praktisch eine sechsstündige Auskopplung aus ihrer legendären 24-Stunden Performance »Who Can Sing A Song To Unfrighten Me« ist, die Eigendynamik des Fabulierens durchsichtig macht und – wie stets bei den hier unter Pappkronen steckenden Briten – größtmögliches szenisches Leben aus einem Minimum an Mitteln schlägt. Portion 3: »12AM: Awake & Looking Down« ist der halbierte Durational-Erstling von Forced Entertainment, der – nach all dem Beichten und Erzählen – die Themen Verwandlung und Verausgabung variiert, weshalb die Performer laut Becker darum gebeten haben, dieses Stück bereits am Nachmittag beginnen zu dürfen. Selbst Hochleistungs-Improvisierer werden älter.

Sophie Becker, die 2009 als Dramaturgin mit ins Boot kam, trieb die Ausweitung des Programms durch außereuropäisches Theater stetig voran. Für diesmal verspricht sie »viele bildende Künstler, die man sonst bei der Documenta sieht« und eine größere Verwobenheit der Programmlinien passend zur »zunehmenden Verwobenheit der Welt, deren Probleme sich ja auch immer weniger national lösen lassen«. Gut die Hälfte der eingeladenen Produktionen ist erstmals in Deutschland zu sehen, darunter vier Ur- und neun europäische Erstaufführungen. Viele davon kommen wie schon vor zwei Jahren aus Südafrika, aber auch aus Mosambik, Kenia, Nigeria, Namibia, dem Kongo und Kamerun. Flucht und Gewalt – vor allem gegen Frauen – spielen eine große Rolle, wobei laut Becker politische Szenarien oft aus persönlichen Perspektiven entwickelt werden. So setzt sich etwa die südafrikanische Lyrikerin Stacy Hardy in Laila Solimans »Museum Of Lungs« mit ihrer nicht erkannten Tuberkulose und einem tief im System verankerten Rassismus auseinander, der TBC zu einer fast rein »schwarzen« Krankheit macht. In dieser Produktion begegnet man auch dem Musiker Neo Muyanga wieder, der 2017 mit dem musikalischen Vexierspiel »Isohle – A Revolting Mass« für ein Festivalhighlight sorgte. Und auch wenn es in vielen Arbeiten politisch zur Sache geht, heißt das nicht, dass es nicht lustig wird: Zum Beispiel »Bag Beatings« von Sello Pesa aus Johannesburg, das

Becker so umschreibt: »Drei Männer dreschen auf einen Boxsack ein, und eine Frau macht Quatsch.« Oder »Hungarian Aca-cia«, wo es um einen Baum mit Migrationsgeschichte geht, der sich zum ungarischen Nationalsymbol emporintegriert hat. Bei »No.One.Gives.A.Mosquito's.Ass.About.My.Gig« des in Angola geborenen (Film-)Regisseurs Nástio Mosquito ist schon der Titel lustig. Zudem hat sich der Träger des Future-Generation-Kunstpreises laut Becker vorgenommen, das stets ums große Ganze besorgte Europa zu therapieren, und kehrt so gewissermaßen den (post)kolonialen Blick um.

Mindestens acht Produktionen firmieren im weitesten Sinne als »Tanzperformance«. Doch die Grenzziehung zwischen den Genres und künstlerischen Disziplinen scheint nie überholter als zu Spielart-Zeiten. So kommt etwa »No President« des Nature Theatre of Oklahoma als »aufklärerisches Handlungsballett« daher, mit »Tänzern«, die laut Becker »das »Nussknacker-Motiv« variieren, den roten Vorhang bewachen und Mühe haben, bei all den Intrigen und Gegenintrigen den Überblick zu behalten.« Dagegen geht es in »Congo« des Choreografen und Regisseurs Faustin Linyekula eher minimalistisch zu. Ein Schauspieler, eine Sängerin und Linyekula selbst erzählen mit Licht und Schatten die dunkle Geschichte des gleichnamigen Landes.

Letztlich wird jeder seine Schneise schlagen müssen durch ein Mammutprogramm, an dem mehr als 200 Künstler beteiligt sind und das vom Museum Fünf Kontinente bis zum Boxclub fast die ganze Stadt überwuchert. Wer sich an großen Namen orientiert, wird an Milo Raus umstrittenem »Orest In Mossul« sicher nicht vorbei können, aber auch der so anarchische wie pedantische Bühnenbastler Luis Vanhaverbeeke (»Mikado Remix«) oder Julian Hetzels Auseinandersetzung mit Kriegstrümmern aus Syrien (»All Inclusive«) ist sicher eine Empfehlung. Oder man klaubt sich einen thematischen oder lokalen Schwerpunkt heraus wie den Nahen Osten. Am letzten Festivalwochenende winkt gar – wie die erstmals veranstaltete U20-Party quasi ein Gegenpol zur Broszat-Retrospektive – ein ganzes Festival im Festival mit 15 Produktionen junger Künstler: »New Frequencies« heißt es und enthält allerlei garantierte Überraschungseier von der Lecture bis zum Puppenspiel. ||

SPIELART

Verschiedene Spielorte | 25. Oktober bis 9. November
Tickets: 089 45818181 | www.spielart.org

Reisen in die fernöstliche Vergangenheit

Das dritte Papiertheaterfestival in Oberföhring entführt vor allem in Märchenwelten.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Im 19. Jahrhundert boomten Ausschneidebögen für Papiertheater. Familien und Freundeskreise amüsierten sich damit, mittels bunter Papierkulissen und Papierfiguren Geschichten zu erzählen, Dramen aufzuführen und sogar Opern nachzusingen. Wer begabt war, kaufte nicht etwa die fertigen »Freischütz«-Kulissen (der Topseller ab 1821!), sondern entwarf sie selbst. Liselotte Bothe holt bereits zum dritten Mal dieses charmant altmodische Theaterformat in den Bürgerpark Oberföhring. An vier Tagen bringen im Kleinen Theater im Pförtnerhaus fünf Papiertheaterbühnen unter der Überschrift »Ostwärts – der aufgehenden Sonne entgegen« acht Stücke zur Aufführung.

Viele Gruppen arbeiten dabei mit Nachdrucken historischer Figuren- und Kulissenbögen. Das Papiertheater Heringsdorf präsentiert so eine Oldschool-Aufführung von Hans Christian Andersens Kunstmärchen »Die Nachtigall«. Auch Hans-Günter Papirnik lässt Carl Maria von Webers Singspiel »Abu Hassan« im klassischen Setting spielen. In der »türkischen« Oper versuchen Abu Hassan und seine Frau Fatime ihre drückenden Schulden loszuwerden, indem sie ihren Tod vortäuschen. Der Wiener Ulrich Chmel präsentiert das Märchen »Sakura«, in dem zwei unterschiedliche Brüder eine verzauberte Prinzessin befreien, sie heiraten und reich werden wollen, in klassischer Kulisse. In Robert Neumanns Parodie »Chinesische Lyrik oder Eine Affäre in Briefen«, die sich mit Sprachirrunge befasst, bedient Chmel sich der japanischen Kamishibai-Technik, bei der Bildtafeln in einen bühnenähnlichen Rahmen geschoben werden.

Experimenteller geht es beim Puppentheater Invisius aus Berlin zu. Im Musikmärchen »Peter und der Wolf« blättert sich ein Bilderbuch live vor den Zuschauern auf, während Invisius Bram Stokers »Dracula« in eine Stummfilmwelt mit Livemusikbegleitung versetzt. Gabriele Brunsch vom Papiertheater Kitzingen ist auch ihre eigene Bühnen- und Kostümbildnerin. Für ihre Settings verwendet sie Fotos, Blätter oder malt sie selbst. »Vom kleinen Drachen und der Aprikosenblüte« ist ein Kinderstück über Raum und Zeit. Auch Brunschs »Nur das Hauchen des Windes« spielt in Japan und hat die Liebesgeschichte der bürgerlichen Michiko Shoda und des Prinzen Akihito zum Thema. ||

ALLES PAPIER – 3. MÜNCHNER PAPIERTHEATERFESTIVAL

Kleines Theater im Pförtnerhaus | Oberföhringer Str. 156 | 17.–20. Okt. | verschiedene Zeiten | Tickets: info@kasperlbuehne.de, Tel. 089 981115 | www.kasperlbuehne.de



Ruth Geiersberger spricht auch mit Pflanzen | © Helge Classen

PETRA HALLMAYER

Wenn Ruth Geiersberger von der Boquila trifoliolata erzählt, die die Farben und Formen ihrer Blätter verändert, um nicht gefressen zu werden, über die fantastische Anpassungsfähigkeit von Pflanzen spricht, ihre Problemlö-

sungsstrategien und Kommunikationsweisen, strahlt sie wie ein Kind, das seine eben ausgepackten Geschenke präsentiert. »Ist das nicht unfassbar? Ist das nicht sensationell?«, fragt sie immer wieder. Seit sie vor zwei Jahren auf das Buch des Biologen Stefano Mancuso »Die Intelligenz der Pflanzen« stieß, hat sie das Thema nicht mehr losgelassen. Und wie immer, wenn sie für etwas entflammt, will sie ihre Begeisterung mit anderen teilen. »Mit Pflanzen« nennt sie ihre neue »Klang-Performance im Denkraum« mit vier Musikern im Gewächshaus des Botanischen Gartens.

Seit den späten 1980er-Jahren erkundet Ruth Geiersberger in ihren performativen Arbeiten, für die sie das Label »Verrichtungen« kreiert hat, die Welt. Als urbane Feldforscher-

Lustvolle Feldforscherin

Ruth Geiersberger führt Klangperformancekunst und Wissenschaft zusammen und erkundet die Wunderwelt der Pflanzen.

rin hat sie uns singend, zwitschernd, jodelnd, sprechend und spielend durch den Stadtraum geführt, ins Elefantenhaus im Zoo, auf Baustellen, in Museen und Kirchen. Sie hat ein »Rollatorenkonzert« mit singenden Senioren inszeniert, Passanten die Füße massiert und Schweinebraten mit Zwergknödeln serviert, »mobile Paradiese« eingerichtet, mit feiner Ironie die Bilder von Idylle und Heimat hinterfragt. Sie kann die Schönheit des Kitsches zum Leuchten bringen, ohne sich davon blenden zu lassen, sich großen Themen mit Leichtigkeit annähern, ohne ihnen ihr Gewicht zu nehmen. Sie hat sich mit den Seligkeiten und Katastrophen der Liebe, mit Demenz und dem Tod befasst, uns mit »Andachtsquadraten« im öffentlichen Raum aufgefordert, innezuhalten. In ihren Performances spiegeln sich auch die Krisen ihres Lebens wider, die schmerzhaften Trennungen und Verluste. Die Arbeit hat sie wieder aufgerichtet, als sie den Boden unter den Füßen verloren hatte.

Mit ihren wundersam verspielten »Verrichtungen«, die sie neben Gastauftritten auf Münchner Bühnen und herrlich versponnenen Literaturcollagen wie »Lebensbetrachtungen mit Mops« realisiert, versucht sie, Perspektiven zu verschieben, unseren Blick zu weiten durch sanfte Verrückungen der Wahrnehmung, sich und uns neue Denkräume zu erschließen. Dass sie die Freude daran nie verloren hat, liegt an ihrer kindlichen Fähigkeit zum Staunen und ihrer unermüdeten intellektuellen Neugier. »Das ist es«, meint sie, »was mich antreibt und beflügelt, in die Welt hinaus und auf andere zuzugehen. Ich bin ja eigentlich ein scheuer Mensch.« Wie Kommunikation glückt und missglückt, ist eine der Kernfragen in ihren Kunstaktionen.

Sie sei ein wahnsinnig schüchternes, fast sprachloses Kind gewesen, erklärt Ruth Geiersberger, die bei Freising auf dem Land aufgewachsen ist und in Paris, Berlin und München Schauspiel und Gesang studiert hat. In der Kunst fand sie ihre Sprache. »Wenn ich meine Welten bauen kann, fühle ich mich frei, dann leb ich auf.« Wenn sie glaubt, dafür mit einem Autor sprechen zu müssen, wird sie »nahezu unerschämmt beharrlich«. So reiste sie, um Yoko Ogawa kennenzulernen, nach Japan und schaffte schließlich, woran keiner geglaubt hatte: Sie durfte die scheue Schriftstellerin in ihrem Haus besuchen.

Dreimal fuhr sie nach Florenz, um Stefano Mancuso zu treffen. Durch ihn wurde sie auf den emeritierten Professor für Zellbiologie Dieter Volkmann aufmerksam, der im Gewächshaus einen Vortrag hält und mit dem sie improvisierend in Dialog treten will. Ein »frei und lustvoll gestaltetes Mosaik« soll da entstehen, »eine Klanginstallation basierend auf der Begegnung mit Pflanzen, ihren faszinierenden Intelligenzsystemen und Kommunikationsformen, begleitet von wunderbaren Herzscherzliedern.«

Sie maße sich nicht an, andere belehren zu wollen, betont sie. »Ich versuche Menschen in von mir bespielten Räumen zusammenzubringen, um gemeinsam mit ihnen nachzudenken und vielleicht Türen in ihrer Wahrnehmung zu öffnen.« Sie ein wenig zu infizieren mit ihrer Freude an der Erkundung der Welt. ||

||

MIT PFLANZEN – ART MEETS SCIENCE

Gewächshaus des Botanischen Gartens
5., 6. Oktober | 19 Uhr | Tickets an der Kasse
des Botanischen Gartens
www.verrichtungen.privat.t-online.de

Anzeige

SENGA NENGUDI

TOPOLOGIEN
17
SEPT
2019
BIS
19
JAN
2020

IHR KUNSTMUSEUM IN MÜNCHEN
LENBACHHAUS.DE

LENBACHHAUS

Senga Nengudi, Performance Piece, 1977, Foto: Triptiyan (Detail), Performance: Maren Hassinger, Originalfotografie: Harmon Outlaw · Städtische Galerie im Lenbachhaus und Kunstbau München, Sammlung KCo © Senga Nengudi 2019

Zweimal Afghanistan

Ulf Goerkes Dokumentartheaterstück »Out of Area« konfrontiert den ehemaligen Soldaten Manuel Nawrot mit dem geflüchteten Afghanen Ahmad Shakib Pouya Raufyan.

SOFIA GLASL

»Out of Area«, so nennt man militärische Einsätze, die außerhalb des eigenen Zuständigkeitsgebietes stattfinden. Die Bundeswehr beteiligte sich nach den Anschlägen vom 11. September 2001 an einer solchen Mission, der »Operation Enduring Freedom« – dem von den USA ausgerufenen Krieg gegen den Terrorismus. Bis zum Ende der Operation 2014 waren deutsche Soldaten auch in Afghanistan stationiert.

»Out of Area« hat der Theaterregisseur Ulf Goerke auch sein aktuelles Projekt genannt. Darin führen er und seine beiden Schauspieler das Publikum in einen Denkraum, der sich fernab der eigenen Erlebniswelt befindet. Denn er bringt zwei Menschen miteinander auf die Bühne, die sich sonst vermutlich nie begegnet wären: den afghanischen Geflüchteten Pouya Raufyan, der 2009 aus seinem Heimatland floh und 2011 in Deutschland ankam, und den ehemaligen Bundeswehr-Elitesoldaten Manuel Nawrot, der 2011 für ein halbes Jahr in Afghanistan stationiert war. Beide sind mittlerweile Schauspieler. Goerke bietet ihnen die »Möglichkeit einer unmöglichen Begegnung«, so der Untertitel des Stückes, das die drei miteinander erarbeitet haben. »Ich fand es sehr spannend, die beiden zusammenzubringen und miteinander zu konfrontieren«, so Goerke.

Grundlage des Stückes war eine viertägige Gesprächsrunde, in der die beiden Protagonisten diese paradoxe Situation verhandelten, aber auch sehr persönliche Erlebnisse von Flucht und Krieg diskutierten. Der Luxemburger Dramaturg und Autor Olivier Garofalo gab dem Material eine Form – aus individuellen Erzählungen hat er ein Drehbuch destilliert, das die persönlichen Erlebnisse künstlerisch überhöht, aber, das war Goerke wichtig, authentisch bleibt. Die beiden Schauspieler müssen also zwischen der Introspektion ihrer persönlichen Erinnerungen und der Außenperspektive des Theatertextes oszillieren.

Dass die beiden gemeinsam auf der Bühne stehen können, ist Glück und Experiment zugleich. Goerke hatte mit Nawrot bereits während dessen Schauspielerausbildung gearbeitet, und Claudia Illi, die künstlerische Leiterin der Kulturbühne, kannte Raufyan. Der gelernte Zahnarzt kam 2011 nach Deutschland und baute sich ein neues Leben in Augsburg auf – als Schauspieler. Dort stand er auf verschiedenen Theaterbühnen, auch in München trat er im Opernprojekt »Zaide« auf, bevor er 2017 »freiwillig« ausreiste. Wegen seines Engagements als Ali in der Inszenierung der Schauburg von »Angst essen Seele auf« durfte er jedoch wieder einreisen und lebt nun in Hanau bei Frankfurt. Dort arbeitet er wochentags in einer Lackiererei, an den Wochenenden kann er nach München reisen und proben. »Keine Idealbedingungen, denn im Probenprozess ist Kontinuität wichtig«, so Goerke. Doch »Out of Area« ist ein Herzensprojekt der drei und lebt vom persönlichen Engagement und der uneingeschränkten Offenheit, die sie miteinander praktizieren.

»Out of Area – Über die Möglichkeit einer unmöglichen Begegnung« eröffnet mit seiner Uraufführung am 4. Oktober die Spielzeit auf der Kulturbühne Spagat. Der noch recht junge Theaterraum wurde vor ziemlich genau einem Jahr mit dem zweiten Haus des von Jutta Speidel initiierten Horizont e.V. in Nordschwabing eröffnet. Hier können von Obdachlosigkeit bedrohte Familien neu Fuß fassen und durch das umfangreiche Kultur- und Freizeitangebot wieder am gesellschaftlichen Leben teilhaben.

Aktuell sind vier Vorstellungen von »Out of Area« vom Kulturreferat gefördert, doch Goerke und sein Team hoffen, das Stück anschließend auf weiteren Bühnen aufzuführen zu können. »Am liebsten wäre es mir, das Stück in zwei Jahren im Goethe-Institut in Kabul zu zeigen.« Dann jähren sich Pouya Raufyans Ankunft in Deutschland und Manuel Nawrots Kampfeinsatz in Afghanistan zum zehnten Mal. ||



In Afghanistan wären Pouya Raufyan (l.) und Manuel Nawrot sich nie begegnet | © Judith Buss

OUT OF AREA – ÜBER DIE MÖGLICHKEIT EINER UNMÖGLICHEN BEGEGNUNG

Kulturbühne Spagat | Bauhausplatz 3
5., 19. Oktober | 20 Uhr | 20. Oktober | 18 Uhr
Tickets: 089 540463747 |
www.kulturbuehne-spagat.de

Alles ganz anfassbar

Das Theater Blaue Maus zeigt das Schimmelpfennig-Stück »Auf der Greifswalder Straße« und heißt jetzt »dasvinzenz«.

SABINE LEUCHT

Konstantin Moreth hatte das Stück schon länger in der Schublade, wollte als großer Schimmelpfennig-Fan dessen geisterhafte Paare- und Passanten-Variation »Auf der Greifswalder Straße« aber gerne mit vielen Schauspielern inszenieren. In der freien Szene, wo sich der Regisseur und Schauspieler zwischen München und seiner eigenen Company in Landsberg herumtreibt, ist das in der Regel zu teuer. Da kam Robert Spitz' Vorschlag, eine Inszenierung mit dem Theater Werkmünchen zu machen, gerade recht. Das Weiterbildungsprojekt für Bühnenkünstler zwischen zwei Engagements hat acht Darsteller mit Bildungsgut-scheinen in der Tasche geschickt, die nun im Theater Blaue Maus einen entlaufenen Hund suchen, die Liebe und den Tod. Und schon ein Probenbesuch zeigt, wie stark Moreth dieses szenische Mosaik rhythmisiert, das sein Autor sprachlich so stringent durchkomponiert hat, dass es keine großen textlichen Eingriffe duldet. Aber inszenatorische Freiräume bietet, ja verlangt es schon. »Man muss sich etwas einfallen lassen«, sagt der Regisseur. Und auch als Zuschauer wird man nur angefüllt mit allerlei Mysterien, die man im eigenen Kopf weiter-spinnen muss. In ihrem Zentrum Rudolf, um die 40, dem in seltsamen Zeitspalten die Frauen seines Lebens erscheinen. Das Berliner Kiezleben zwischen Kiosk, Straßenbahn, Gemüse- und Fotoladen bleibt Hintergrundinformation, während eine Vielzahl an Figuren rasch wechselnde Auf- und Abgänge auf nahezu nackter Bühne hat, die oft hinter den Kulissen mit Summen, Bellen und anderen mundgemachten Sounds beginnen.

Das war im Frühsommer und noch vor der Renovierung des kleinen Theaters in der Elvirastrasse. Mittlerweile ist die »Blaue Maus« den feuchten Kellergeruch los – und ihren Namen. »dasvinzenz« heißt sie seit der Wiedereröffnung am 25. September, um den Neuanfang zu markieren, der an sich bereits vor eineinhalb Jahren begonnen hat, als Robert Spitz das Haus übernahm. »Im Prinzip holen wir nach, was wir gleich hätten machen sollen, aber organisatorisch und finanziell nicht geschafft haben.« Mittlerweile gibt es Geld vom Kulturreferat, das Theater ist in den Genuss der freien Bühnenförderung gekommen und bekam zudem Geld vom Bezirksausschuss Neuhausen-Nymphenburg. Der neue Name, so Spitz, hat denn auch mit dem Standort zu tun – der südöstliche Teil Neuhausens heißt St.-Vinzenz-Viertel – und soll markieren, »dass wir uns als Kultur-Hotspot in diesem Viertel verstehen« und – mit einem Augenzwinkern: »Grafik und Schreibweise lassen erahnen, dass wir gern mal aus der Reihe tanzen.«

Das tun auch die Figuren im Stück: von fern betrachtet einfache Leute, die auf dem Weg zum Copyshop oder Tattoostudio das Schicksal überfällt. Es ist frostig zwischen den Menschen in diesem urbanen Mikrokosmos, in dem sich ein eingemauerter Löffel als roter Faden entpuppt und eine spontane Abneigung in überlebensgroße Liebe umschlägt. Moreth aber arbeitet behutsam mit den jeweiligen Eigenheiten seiner Akteure wie mit den Kapriolen, die die Zeit in dem Stück schlägt. Und übertreibt es nicht mit dem Mysteriösen. Es wird einzeln gesungen und kollektiv gebeatboxt, ein Barhocker als Presslufthammer in den Boden gerammt und zwischen den Zuschauern gefrühstückt. Alles ganz anfassbar. ||

AUF DER GREIFSWALDER STRASSE
dasvinzenz | Elvirastr. 17a | 5., 9.–12.,
16. Okt. | 20 Uhr | 6., 13., 20. Okt. | 18 Uhr
Tickets: 089 182694 | www.theaterblauemaus.de

Anzeige

THEATER

FESTIVAL

SPIELART

25.10. – 9.11.2019

spielart.org




Eine Initiative der Stadt München und der BMW Group

Weg mit dem alten weißen Mann!

Trash und Diskurs:
Stefan Pucher inszenierte
»König Lear«,
nicht von Shakespeare.

|| VORMERKEN! ||

30., 31. Oktober, 6.–8. November

KASIMIR UND KAUKASUS

Teamtheater | Am Einlaß 2a | 20 Uhr | Tickets: 089 2604333
www.teamtheater.de

Wer erinnert sich noch an Pierre Richard als »Der große Blonde mit dem schwarzen Schuh«, der einen mit seiner Verspültheit in den Wahnsinn trieb? Wer diese Frage mit Ja beantworten kann, ist in der neuen Produktion im Teamtheater möglicherweise gut aufgehoben. Denn Autor Francis Veber hat auch »Kasimir und Kaukasus« geschrieben, eine typisch französische Pärchenkomödie, in der ein Goldfisch als Ehepartner fungiert und Menschen und Tiere aus dem Kaukasus eine nicht unerhebliche Rolle spielen. Diesmal kommt die französische Gesellschaftskomödie nicht in der Originalsprache daher. Dieter Hallervorden, der sonst als Komiker und Schauspieler ins Rampenlicht tritt, hat sie ins Deutsche übersetzt. Freunde der Soap »Sturm der Liebe« können Uta Kargel, Max Beier, Désirée von Delft und Sandro Kirtzel mal in natura erleben. Der Star hier ist aber Goldfisch Kasimir.

21. Oktober, 18. November, 16. Dezember

GÄSTEBESCHIMPFUNG – ZUM SISYPHOS. EIN ABENDMAHL

Mathilde Westend zu Gast im Wirtshaus Eder
Gollierstr. 83 jeweils am 3. Montag im Monat | 20 Uhr (Einlass nur 18 bis 19.30 Uhr) | Tickets: mathilde-westend@gmx.de
mathilde.westend@gmx.de

Grantige Kellnerinnen ist man in München ja gewohnt, warum nicht mal eine grantige Wirtin. Theresa Hanich spielt im Wirtshaus Eder Albert Ostermaiers Monolog »Gästebeschimpfung«. Der Titel erinnert nicht unabsichtlich an Peter Handke, die Wirtin der dunkel getäfelten Gaststätte »Zum Jedermann« (in Ostermaiers Text ein Wirt, aber Theresa Hanichs Theater Mathilde Westend bringt prinzipiell (fast) nur Frauen auf die Bühne) hat ihren Handke gelesen und ihren Hofmannsthal auch, von Thomas Bernhard ganz zu schweigen, kann also in zahlreichen Tonarten schimpfen. Und zu beklagen gibt es viel im Wirtshaus. Die Unverschämten, die Ungeduldigen, die Dummen, die Unkultivierten, die Schmarotzer und die Billiggesser – Gäste eben.

Anzeige

70 ist das neue 70
birthe neumann kurt ravn
Ab 7. November im Kino
happy ending
ein film von hella joof
CAMINO

GABRIELLA LORENZ

Drohend prangt auf der drehbaren Palast-Baracke die Leuchtschrift »The End«: Das Motel zur letzten Einkehr für abgehalfterte Weltherrscher. Hier geht es nicht nur um das klägliche Ende des König Lear, der dummerweise seine Macht abgibt und gnadenlos ausgemustert wird, sondern ums Ganze: die Abschaffung der Herrschaft der alten weißen Männer und die Erschaffung einer neuen, feministischen Ordnung. So stellt sich das der Schriftsteller Thomas Melle vor in seiner Fortschreibung des »König Lear«, die Stefan Pucher an den Kammerpielen trashig und plakativ inszeniert hat.

Der vielfach prämierte Dramatiker Thomas Melle folgt dem Shakespeare-Plot, aber mit sehr eigenem Text, der Akzente verschiebt und die bösen Frauen ins Recht setzt. Melle packt reichlich aktuelle Diskursthemen rein: Lears Gefolgschaft sind Internet-Follower, die Jungen hassen deren Pöbeleien. Sie



Lear (Thomas Schmauser) und Cordelia (Jelena Kuljić) | © Arno Declair

wollen Taten statt Worte, Feminismus gegen Patriarchat, Mütter und Väter töten, das Alte zerstören, um eine neue Ordnung der absoluten Gleichheit zu schaffen. Die dazu nötige Härte führt dann, wie man seit der Französischen und Russischen Revolution und dem Dritten Reich weiß, schnell in den Faschismus. Alles muss gesagt und redundant wiederholt werden, doch am Überraschungsschluss hängen die Themenstränge nur als lose Enden herum.

Pucher inszenierte – wie immer mit vielen Live-Videos und Popsongs – szenische Spotlights, Statements, aber keine Prozesse, Entwicklungen oder eine stringente Erzählung. Vor einem Rundhorizont mit wechselndem Wolkenhimmel und dem royalen Bungalow (Bühne: Nina Peller) spielt Thomas Schmauser den Lear als verlebten Playboy in der Midlife-Krise, mit wildgeblühtem Anzug und rosa Sonnenbrille. Er ist anfällig für Schmeichelei, wer widerspricht, wird aus Macht-Arroganz abgeschoben. Die herbe, aufrechte Cordelia (Jelena Kuljić) muss nach Frankreich heiraten, der getreue Graf Kent wird verbannt. Er begleitet Lear dann inkognito als Narr durch Einsamkeit und Wahn. Samouil Stoyanov als geschmeidiger Entertainer versteckt Vernunft hinter schlechten Witzen, er und Schmauser werden zum Komiker-Duo.

Die Töchter Goneril (Julia Windischbauer) und Regan (Gro Swantje Kohlhof) sind hübsche Anziehungspunkte für erlesen geschmacklose Glitzerfummel (Annabelle Witt), sie haben Macht und Blut geleckt, tragen Wut im Herzen und Befreiungsthesen auf der Zunge. Aus dem Grafen Gloucester wurde eine Gräfin, Wiebke Puls als moderate Ratgeberin erleidet souverän das Ödipus-Schicksal: Blind für die Charaktere ihrer ungleichen Söhne, verliert sie ihre Augen. Ihr unehelicher Sohn Edmund (Thomas Hauser) vertreibt intrigant den legitimen Edgar und wird für Lears Tochter in Krieg und Bett zum Heilsbringer. Christian Löbers Edgar mutiert zu Major Tom, der samt E-Gitarre aus dem All auf die stürmische Heide schwebt als Unterstützer von Lear und Narr.

Melle und Pucher werfen viele Fragen auf und liefern Denkansätze, beziehen jedoch keine eindeutige Haltung. Da hat Shakespeare mehr zu sagen. ||

KÖNIG LEAR

Kammer 1 | 12., 14., 20. Oktober | 19.30 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de

[Gefangen] unterm Kettenkarussell

Veronika Regensburger
bringt die Fridays for Future
auf die Bühne
und ins Museum.

SILVIA STAMMEN

Im Halbdunkel des großen Ausstellungsraums im Haus der Kunst klingt Greta Thunbergs bebende Stimme – »How dare you! ...« – fast surreal, wie aus einer anderen Welt. Dabei hat man ihre Rede nur ein paar Tage zuvor in der Berichterstattung über den New Yorker Klimagipfel auf allen Nachrichtenkanälen gehört und Millionen ihrer Anhänger weltweit auf



»These Teens will save the Future« | © Josef Beyer

öffentlichen Plätzen protestieren sehen. In ihrer Videoinstallation überblendet Nicole Marianna Wytyczak dazu Negativprojektionen von schemenhaft schillernden Gesichtern und lässt sie sich schließlich vielfältig über die Wände verteilen, das Ganze in einem Loop. Gerade noch auf der Straße und schon Kunst – so schnell geht das heutzutage.

Ist es ein Erfolg für eine Protestbewegung, wenn sie kaum ein Jahr nach ihrem Beginn und noch in vollem Gange bereits ikonisch im Museum präsentiert wird? Oder anders gefragt, was tut man ihr damit an? Bedarf es hier einer Beglaubigung oder warum suchen Kulturinstitutionen derzeit so gerne den Schulterchluss mit globalem Aktivismus, der auf konkrete politische Ziele gerichtet ist? Wie lassen sich die Bedingungen der Möglichkeit eines medialen Phänomens auf ästhetischer Ebene untersuchen und hat nicht jede gesellschaftliche Transformation immer eine ästhetische Komponente und viel mit künstlerischem Denken zu tun? Fragen, die sich durchaus stellen ließen, aber so weit kommt es in dieser Konstellation dann doch nicht.

Für die 26 Kinder und Jugendlichen, die Regisseurin Verena Regensburger für ihr Projekt »These Teens will save the Future«, eine Produktion der Münchner Kammerpiele mit dem Haus der Kunst, zusammengetrommelt hat, ist die Theaterarbeit vor allem ein zusätzliches Gemeinschaftserlebnis, in dem sie ihre Anliegen und unterschiedlichen Fokussierungen bei den Friday-for-Future-Aktionen des letzten Halbjahres noch einmal bündeln und jede(r) für sich präzisieren können. Klar, dass dabei bekannte Thunberg-Sätze zu hören sind, gut gebrüllt mit viel Power aus dem Solarplexus heraus. Aber gerade persönliche Erlebnisse, wie die homophoben Pöbeleien, denen, wie Konstantin Kloppe berichtet, ein schwules Pärchen in München beim Spazierengehen an der Isar selbst heute noch ausgesetzt ist, machen auch die individuelle Motivation transparent. Die Sorge ums Klima ist das, was alle eint, aber zu tun gibt es noch viel mehr.

In regenbogenbunt zusammengenähten Secondhand-Klamotten (Kostüme: Veronika Utta Schneider) drängen sie sich unter einem stillgelegten Kettenkarussell (Bühne: Marie Häusner) zusammen, das sich, wenn alle träumen, langsam in Gang setzt. Und trotzdem teilt sich dabei vor allem eine Angst mit, die auch von den Akteuren geäußert wird, dass diese so entscheidende Bewegung doch hoffentlich nicht schon im Stadium der Repräsentation angekommen ist. Verspielt eure Energie nicht auf der Bühne, möchte man ihnen zurufen, kämpft lieber auf der Straße und in eurem Leben weiter. Um wirklich zu fliegen, ist der Platz im Museum zu eng. ||

THESE TEENS WILL SAVE THE FUTURE

Haus der Kunst | 7., 8., 11., 15.–17. Oktober | 19.30 Uhr
Tickets: 089 233 966 00 | www.muenchner-kammerspiele.de

Eure Zeit ist um

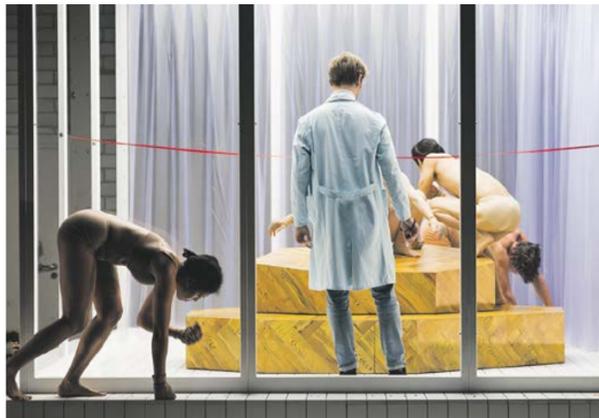
In ihrer Performance
»Die Kränkungen der Menschheit«
beschwört Anta Helena
Recke das Ende der Herrschaft
des weißen Mannes.

PETRA HALLMAYER

Ein gläserner Kasten, der mal an eine Museumsvitrine, mal an ein Labor und einen Zookäfig gemahnt, thront auf der Bühne. Auf allen vieren kommen die Schauspieler in hautfarbener Unterwäsche nach Affenart herein. Sie erkunden quiekend und kreischend den Raum, hüpfen herum, kratzen und lausen sich. Mit einer hübschen äffischen Bewegungsstudie beginnt Anta Helena Reckes Inszenierung in der Kammer 2. Ein Mann im Kittel knipst in dem Schaukasten das Licht an und beäugt die Horde mit wissenschaftlichem Interesse.

Worum es hier geht (oder gehen soll), hat die Regisseurin vorab vielfach erläutert. Grundlage ihrer Performance ist Freuds Text »Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse«, in dem er die Zerstörung dreier narzisstischer Illusionen der Menschheit auflistet: die kosmologische Kränkung, dass die Erde nicht im Zentrum des Weltalls steht, die biologische, dass der Mensch vom Affen abstammt, und die psychologische Kränkung, dass sein Ich keine Kontrolle über das Unbewusste hat. Dem fügt Recke nun eine vierte Kränkung der über Jahrhunderte eurozentristisch definierten »Menschheit« hinzu: das Aufbegehren gegen die Aneignung der Herrschaft und Deutungshoheit über die Welt durch die ethnische Minderheit der Weißen und Europa, »diese«, wie Achille Mbembe anmerkte, »kleine Provinz des Planeten«, gegen eine von weißen Männern dominierte Kultur.

Gänzlich unbesenen Zuschauern dürfte sich der theoretische Überbau des Abends allerdings kaum erschließen. Mit spielerischer Leichtigkeit entwirft Recke ineinanderfließende, fein choreographierte, wengleich überdehnte Szenen, die um wechselnde Perspektiven und die Macht des Blickes kreisen. Museumsbesucher betrachten imaginäre Kunstwerke, lauschen einer Beschreibung von Gabriel von Max' Gemälde



v.l.: Joana Tischkau, Vincent Redetzki, Ensemble in »Die Kränkungen der Menschheit« | © Gabriela Neeb

»Kränzchen / Affen als Kunstrichter« und diskutieren über ein Filmstill aus Araya Rasdjarmreansooks Videoarbeit »Van Gogh's The Midday Sleep and the Thai villagers«. Sie verheddern sich in Klischees über Bauern, die sich »Hochkultur anschauen«, unkorrekten Begrifflichkeiten, die sie eifertig zu korrigieren versuchen, mäandern zwischen Naivität und hochnäsigen Intellektuellenattitüden, bis ein bedrohliches Wummern anschwillt, sie erschrocken verstummen und zurückweichen. Durch eine Tür strömen plaudernd und lachend Frauen herein, Schwarze, Weiße, Musliminnen, gehüllt in lange bunte Gewänder. Die westlichen Museumsbesucher treten von der Bühne ab und werden zu Zuschauern. Als Gegenpol zur europäischen Kunsttradition hören wir die Beschreibung eines den Blick nicht fokussierenden Ornaments, während der die Frauen, zwischen denen die Affen ganz selbstverständlich herumhüpfen, in einer zeitlupehaften Prozession durch den Raum flanieren. Mit sanftem Pathos beschwört Recke in irritierend schlichten, an Ethnoklischees rührenden Bildern am Ende eine nicht länger von der weißen männlichen Dominanzkultur beherrschte Welt. Gekränkt muss sich an diesem Abend niemand fühlen, dafür ist ihr luftig Motive verwebender Bühnensszena zu gefällig. ||

DIE KRÄNKUNGEN DER MENSCHHEIT

Kammerspiele | 15., 16. Oktober | 20 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.muenchner-kammerspiele.de

Tödliche Machtgier als Lebenssinn

Lucia Bihler versetzt
im Volkstheater
Ibsens »Hedda Gabler«
ins Rokoko.

GABRIELLA LORENZ

Das fängt ja gut an, denkt man anfangs genervt. Zwei Mädchen treten wie Puppen-Automaten vor den Vorhang und stellen einen Plattenspieler an. Auf einer Drehscheibe raucht gelangweilt eine Diva mit hochgetürmtem Rokokohaar, jeder Atemzug wird zum Fauchen verstärkt. Daneben tippt ihr Gatte grinsend auf einem Tablet herum, das klappert wie eine Schreibmaschine. Gäste brechen herein, alle in Kostümen und Frisuren des Rokoko, und alle bewegen sich in abgezirkelten, manierten Posen wie lebendige Bustelli-Porzellan-Figuren auf einer sich drehenden Spieldose. Manche rennen überkandidelt und tänzelnd im Kreis um die Scheibe, die sich gegenläufig dreht, sie stolpern und fallen, und erstarren immer wieder zu skulpturalen Tableaux. Der Zuschauer fragt sich, wie lang er diese artifizelle Spielweise aushalten wird und erliegt zunehmend ihrem kraftvollen Sog.

Regisseurin Lucia Bihler (31) war mit »Die Hauptstadt« eingeladen zum letzten Festival »Radikal jung«. Nun inszenierte sie am Volkstheater »Hedda Gabler« von Henrik Ibsen, das



Wut im Reifrock: Anne Stein als Hedda | © Arno Declair

Drama einer übersättigten, luxusverwöhnten jungen Frau, die ihre gutbürgerliche Ehe als spießig und langweilig empfindet. Da sie selbst nicht weiß, was sie als Lebenssinn sucht, findet sie ihn am Ende in tödlicher Macht über andere. Statt dieses 1890 geschriebene Stück heutig zu aktualisieren, wagt Lucia Bihler das Gegenteil. Sie verlegt es noch 120 Jahre zurück, ins Spätrokoko, weil damals das gesellschaftliche Verhaltenskorsett sehr streng war. Mit staunenswerter formaler und ästhetischer Konsequenz: Von den puppenhaft überschminkten Gesichtern mit Turmfrisuren über die in Weiß, Türkis und Blau gestylten Kostüme (Laura Kirst) bis hin zur Spieldosen-Drehscheibe mit einer Recamière und einem Teetischchen drauf vor weißen Vorhängen (Bühne: Jana Wassong) ist alles stimmig, auch der präzise Bewegungsmodus. Nicht einmal Tablet, E-Zigarette oder USB-Stick wirken fehl am Platz.

Das gesamte Ensemble brilliert mit Präzision und Perfektion: Ensemble-Neuling Anne Stein meistert die Hauptrolle stupend, sie überzeugt als Hedda mit Grausamkeit und Hinterlist. Ihr Gatte (Jakob Immervoll) verliert später sein überfröhliches Grinsen, der intrigante Hausfreund Brack (Timocin Ziegler) macht Hedda ein Dreiecks-Angebot. Auslöser und Opfer der Katastrophe ist Heddas Ex-Geliebter Lövborg, den sie wieder in den Alkohol und dann in den Tod treibt – Jakob Geßner stolziert als Dandy und wütet dann hysterisch. Seine naive Arbeitskameradin Thea (Paulina Alpen) findet aus Verzweiflung eine neue Aufgabe.

Mit Lövborgs Erscheinen ändern sich Stil und Rhythmus der detailgenauen Inszenierung: Statt zarter Gongs ertönt Donner, aus Wattewolken über Bühne gewittert es, die gezielten Posen verrutschen ins Groteske. Der spielerische Musikstil des 17. Jahrhunderts wechselt ins dramatische (großartig die Musik von Jörg Gollasch). Die Bewegungen verlangsamten sich, Gewalt und Zerstörung ziehen ein, dennoch bleibt die Kunstform erhalten bis zum finalen Schuss. Ja, die Volkstheater-Saison fängt mit dieser beeindruckenden Aufführung sehr gut an. ||

HEDDA GABLER

Volkstheater | 10. Oktober, 6. November | 19.30 Uhr
Tickets: 089 5234655 | www.muenchner-volkstheater.de

Komödienstadt statt Culture Clash

Stefan Zimmermann reduziert
den Kinohit »Monsieur Claude und
seine Töchter« in der Komödie im
Bayerischen Hof auf die Klamotte.

HANNES S. MACHER

»Mindestens einen Korsen« hat er sich als Schwiegersohn erhofft. Doch geheiratet haben seine höchst unterschiedlichen Töchter (Katharina Gschnell, Fee Denise Horstmann und Yael Hahn) einen muslimischen Rechtsanwalt (Nadim Jarrar), einen jüdischen Geschäftsmann (Benedikt Zimmermann) und einen chinesischen Banker (Benedikt Uy). Der Frust des erzkonservativen und stockkatholischen Notars Claude Verneuil über diese Mesallianzen ist schier grenzenlos, was er auch die neuen Familienmitglieder wissen lässt. Alle Hoffnungen ruhen nun auf der Jüngsten (Laura Rauch), die sich Charles geangelt hat. Charles wie Charles de Gaulle, der ehemalige Staatspräsident, Claudes Idol. Genau der Richtige für den Spießier-Papa (Ralf Novak). Und – welch ein Glück! – katholisch ist der von Laura Auserwählte auch noch. Doch die Begeisterung über den passenden Schwiegersohn schlägt schnell ins Gegenteil um: Charles ist Schauspieler, das wäre ja noch zu verkraften, aber er kommt von der Elfenbeinküste und ist schwarz, tiefschwarz sogar. Ein Riesenschock für den in Vorurteilen gefangenen Monsieur.

Wer Philippe de Chauverons und Guy Laurents Filmkomödie »Monsieur Claude und seine Töchter« aus dem Jahr 2014 gesehen hat, wird von dieser Aufführung freilich enttäuscht sein. Zwar werden die zahlreichen Szenenwechsel durch Diaprojektionen von Pariser Postkartenmotiven und blühenden Vorgärten aufgelockert, doch das jeweilige Neuarrangement von klobigen Holzkuben zwischen den Szenen (Bühnenbild: Thomas Pekny) stört den Fluss des Geschehens ganz gewaltig. Vor allem jedoch hat Stefan Zimmermann als Bearbeiter der Filmfassung und als Regisseur dieser Aufführung voll auf Klamotte gesetzt und alles auf dem Niveau eines französischen Komödienstadts angesiedelt. Dabei wäre dieses Stück, mit reichlich hintergründigem Humor, mit seinem Aufruf zur Toleranz gegenüber fremden Kulturen und dem Respekt vor anderen Religionen und Lebensweisen eigentlich hochaktuell. Doch hier ist Klamauk angesagt. Wenigstens stechen Mona Perfler als Claudes stets um Familienharmonie besorgte Gattin und Ida Ouhé-Schmidt als ebenso um Eintracht bemühte Mum von der Elfenbeinküste aus dem 13-köpfigen Ensemble hervor. Das versöhnt immerhin mit der vordergründig ausgestellten Gaudi auf der Bühne und den zu dick aufgetragenen Klischees. ||

MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER

Komödie im Bayerischen Hof | Promenadeplatz 6
bis 3. November Mo. bis Sa. 19.30 Uhr, So. u. Feiertage 18 Uhr
Tickets: 089 292810 | www.komodie-muenchen.de

Anzeige

06. → 14.11.19
PRINZ
RENTEN
THEATER
MUSICAL

american
IDIOT

MUSIK VON GREEN DAY
GESANGSTEXTE VON BILLY JOE ARMSTRONG
BUCH VON BILLY JOE ARMSTRONG & MICHAEL MAYER
DEUTSCHE FASSUNG VON TITUS HOFFMANN

TIROLER LANDESTHEATER UND SYMPHONIEORCHESTER INNSBRUCK
HOCHSCHULE FÜR MUSIK UND THEATER MÜNCHEN
theater akademie august everding
089 21851970
THEATER AKADEMIE .DE



»Salome«, Marlis Petersen | Staatsoper | © Wilfried Hoest



»Die lustige Witwe«, Adam Cooper (Der Tod), Alexandra Reinprecht (Hanna Glawari), Christoph Filler (Graf Danilo Danilowitsch) | Gärtnerplatztheater | © Marie-Laure Briane



»Karl V.«, Anais Mejias, Bo Skovhus | Staatsoper | © Wilfried Hoest

Der Herbst des Bewährten

Die großen Klassik-Häuser laden zur nächsten Saisonrunde ein. Klaus Kalchschmid wagt einen Überblick.

KLAUS KALCHSCHMID

Die vier großen kulturellen Institutionen Münchens – die Bayerische Staatsoper, das Gärtnerplatztheater, die Münchner Philharmoniker und der Bayerische Rundfunk – präsentieren in der neuen Spielzeit ebenso Bewährtes wie auch neue Perspektiven. Besonders auffällig ist das bei der Staatsoper, die neben üblicher Repertoire-Erweiterung (darunter Verdis frühe Schiller-Vertonung »I Masnadieri« und Korngolds »Die tote Stadt«, inszeniert von Regie-Shootingstar Simone Stone) wieder Barockoper jenseits von Händel präsentiert: Nach Jean Philippe Rameaus »Les Indes Galantes« nun erstmals dessen »Castor et Pollux«, aber auch zwei große zeitgenössische Produktionen. Besondere Beachtung dürfte die erste Oper des Dänen Hans Abrahamsen nach dem Märchen »Snedronnigen – Schneekönigin« seines Landsmanns Hans Christian Andersen bekommen: Der kleine Kay, gesungen von Rachel Wilson, wird beim Spielen mit seiner Freundin Gerda (Barbara Hannigan) von einem Splitter des Zauberspiegels im Auge verletzt, der dem Teufel einst aus der Hand fiel, auf der Erde in tausend Stücke zerbrach und die Menschen, deren Herz getroffen wurde, alles hässlich und böse sehen ließ. Am Ende, wenn beide Kinder sich im Palast der Schneekönigin (der Bassist Peter Rose!) wiedersehen, weint der Junge den Spiegelsplitter aus seinem Auge: »Da saßen sie beide, erwachsen und doch Kinder, Kinder im Herzen, und es war Sommer, warmer, wohlthuender Sommer.« Ungewöhnlich sind auch die »7 Deaths of Maria Callas« der berühmten Performancekünstlerin Marina Abramović und des Komponisten Marko Nikodijević. Die Koproduktion mit Berlin, Florenz, Athen und Paris bietet Szenen aus Werken von Bizet,

Donizetti, Puccini und Verdi sowie sieben Sängerinnen als Carmen, Tosca, Desdemona, Lucia, Norma, Butterfly und Violetta. Und mit Spannung wird das Staatsoperndebüt eines vielversprechenden jungen Dirigenten erwartet, der bereits als Generalmusikdirektor in Bremen Furore machte mit einer genialen Vervollständigung von Mahlers 10. Symphonie: Yoel Gamzou.

Mit Puccini (»Tosca«) und Verdi (»Rigoletto«) begibt sich das Gärtnerplatztheater leider unnötigerweise in Konkurrenz zum Nationaltheater, vernachlässigt dafür in den Neuproduktionen sein Kernrepertoire (Spieloper, Operette und Musical), wagt aber mit szenischen Oratorien – wie schon vor ein paar Jahren mit Händels »Semele« – mutig Neues für das intime Haus, so wieder mit Händel, aber mit dessen undramatischem, wengleich ungleich populärerem »Messias« und Leonard Bernsteins »Mass«, genannt »A Theatre Piece for Singers, Players, and Dancers«. Ein Zelebrant versammelt hier seine Gemeinde um sich und feiert eine katholische Messe, unterbrochen durch die Vergegenwärtigung der Lebens- und Glaubenskrisen des Priesters und der Gemeindemitglieder. Dazu kommt die Uraufführung einer Oper von Johanna Doderer (»Schuberts Reise nach Atzenbrugg«).

Bei den Münchner Philharmonikern jagt GMD Valery Gergiev Anton Bruckners siebente Symphonie innerhalb seines Bruckner-Zyklus in vier ansonsten verschiedenen Programmen durch die Abonnementreihen, nachdem er diese Symphonie bereits im September für CD in St. Florian mitschnitt. Zwar hatte auch die Staatsoper in der letzten Spielzeit neben Simone Young (in

gleich drei Produktionen!) Joanna Mallwitz, Keri-Lynn Wilson und Eun Sun Kim engagiert, aber die bereits mehrfach verpflichtete Barbara Hannigan, Susanna Mälkki, Karina Canellakis und Oksana Lyniv machen gegenüber den Männern bei den Philharmonikern doch einen weitaus größeren Anteil aus. Dagegen überließ das Symphonieorchester des BR, für dessen Chefdirigent Mariss Jansons Frauen am Pult »not my cup of tea« sind, der einzigen Frau (Eun Sun Kim) lediglich Cello- und Schlagzeugfinale beim ARD-Musikwettbewerb Ende September. Beide Orchester laden zum wiederholten Male jüngere Dirigenten ein wie Lahav Shani, Daniel Harding und Yannick Nézet-Séguin (BR) oder den erst 23-jährigen Finnen Klaus Mäkelä, Gustavo Gimeno, Krzysztof Urbanski und Rafael Payare (Philharmoniker). Doch bei der Programmgestaltung wird meist auf Bewährtes gesetzt, so beim kleinen Beethoven-Fest im Vorgriff auf den 250. Geburtstag im Dezember unter Leitung von Jansons mit Anne-Sophie Mutter, Maximilian Hornung und Yefim Bronfman. Neues gibt es nur bei der »musica viva«, etwa Werke von John Adams, Louis Andriessen, Arnulf Herrmann, Bernhard Lang, Olga Neuwirth, Matthias Pintscher oder Hans Zender. Beide Orchester haben konzertanten Wagner im Programm: »Parsifal« in Auszügen beim BR oder den zweiten Aufzug des »Tristan« bei den Philharmonikern.

Auch das Rundfunkorchester präsentiert an vier Terminen konzertante Oper. Eine schöne Mischung aus Bekanntem und Rarem bieten Verdis früher »Attila«, Lortzings komische Oper »Zum Groß-Admiral« über Heinrich, den englischen Thronerben, der gerne mal seinen Pflichten entflieht und sich bei

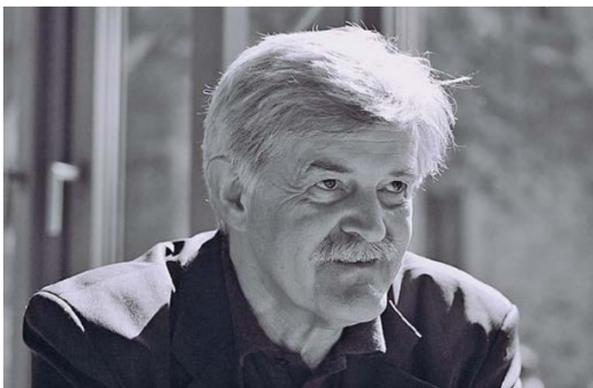
nächtlichen Abenteuern vergnügt, aber von seiner Gemahlin in eine Falle gelockt wird (eben die Kneipe »Zum Groß-Admiral«), Rossinis »Le Comte Ory« und Reynaldo Hahns polynesisches Idylle »L'île du rêve«. Diese »Trauminsel« handelt von der unmöglichen Liebe zwischen dem europäischen Offizier Loti und der einheimischen Mahénu. Und last but not least der BR-Chor bietet mit mehreren Konzerten eine originelle Programmschiene: Dessen Leiter, der Brite Howard Arman, versteht das erste Konzert als Statement »gegen die Katastrophe des Brexit«. »Bavarian Highlands« beleuchtet mit Werken von Britten, Harris, Tippett und Elgar den Einfluss der deutschen Romantik auf die Musik der Insel. Das Mozart-Requiem wird mit den Ergänzungen von Süßmayer aufgeführt, aber auch solchen von Arman selbst. Der Chor stellt sich mit der legendären »Musicbanda Franui« die Frage, woher die Musik Mahlers kommt und was sie vom Wiener Lied bis zur Filmmusik Hollywoods bewirkte. Ein Programm beginnt mit Musik der Hildegard von Bingen und endet mit der Uraufführung von Rupert Hubers »Das Licht der Öllampe« nach Texten der Mystikerin, bei einem anderen treffen Auszüge aus Lassos »Bußsalmen« auf Alfred Schnittkes »Zwölf Bußverse«. Ein bisschen Experiment muss doch sein. ||

SAISONSTART KLASSIK
Staatsoper, Gärtnerplatztheater, Münchner Philharmoniker, Bayerischer Rundfunk ab November | www.staatsoper.de, www.gärtnerplatztheater.de, www.mphil.de, www.br-so.de, www.br-chor.de

RALF DOMBROWSKI

Am Ende war es doch ein Abenteuer. Denn Nikolaus Brass fuhr lange Jahre zweigleisig. Auf der einen Seite das Medizinstudium, etwas Solides, die Arbeit als Arzt, dann auch als Redakteur einer Fachzeitschrift. Auf der anderen die Musik, zunächst nebenbei, dann immer deutlicher im Zentrum des eigenen Interesses. Schnittpunkt der Welten ist der Mensch als kulturelles Wesen: »Musik ist neben dem ästhetischen ja ein soziales Ereignis. Menschen treffen aufeinander, Publikum und Spieler, Spieler untereinander. Wie gehen wir in dem Moment, wenn wir Musik hören oder machen, miteinander um? Ich höre ja nicht nur Schwingungen, Tonhöhen, Akkorde, sondern eine ständige Kommunikation, ein miteinander Agieren, aufeinander Reagieren, ohne dass ich das ausformuliere. Es ist als Hintergrund wichtig.«

Für einen Komponisten ist das eine ungewöhnliche Basis des eigenen Schaffens, denn im Unterschied zu Ästhetik, Abstraktion und den Formen absoluten Musikgestaltens macht sie angreifbar. Es geht um Emotionen und Standpunkte, um Wahrnehmung und Haltungen, die an Kunst herangetragen werden können. Das macht nahbar und ist einer der Gründe, weshalb sich die Musik im Laufe der Jahre immer weiter im Leben von Nikolaus Brass hat ausbreiten können, in verschiedenen Phasen der Näherung und Verinnerlichung: »Als Schüler, so mit 16 oder 17, bin ich auf die Zweite Wiener Schule gestoßen, Schönberg, Webern, Berg. Vor allem Webern mit seiner Reduktion, den einzelnen Tönen, der Aura, die durch das Verfeinerte um das einzelne musikalische Element entsteht – das hat mich sehr fasziniert und angestoßen, es auch nachzumachen. Das war quasi der imitatorische Beginn. In der Folge bin ich dann auf Nono gestoßen und noch etwas später habe ich Helmut Lachenmann kennengelernt. Ich war nie beim ihm in der Klasse, aber ich bin über Jahre immer wieder zu ihm gefahren, habe ihm meine Sachen gezeigt und mir von ihm den Kopf waschen lassen. Ich habe ihn als einen sehr undogmatischen Menschen erlebt, der sehr genau wahrnehmen kann, wo jemand in seiner künstlerischen Entwicklung steht und wo es vielleicht noch an gedanklicher Kapazität fehlt. Er hat mir das Denken in der Musik und über Musik beigebracht. Dann bin ich natürlich Teil der Nachkriegsgeneration. Wir sind immer von einem, manchmal auch erstarrten Blick auf die Geschichte bestimmt, und von der Frage, was jede ästhetische Anstrengung im Angesicht dessen bedeutet, was passiert ist. Irgendwann aber kam noch ein ganz anderer Einfluss hinzu: Bei den Darmstädter Ferienkursen habe ich Morton Feldman erlebt, in den Achtzigerjahren. Seine Musik kannte ich nicht, sie war so anders, das hat mich sehr in den Bann gezogen. Nur hinhören, über die sinnliche Wahrnehmung begreifen, was für eine Struktur vorherrscht, wie lebendig und unendlich viel alles auch in der Reduktion ist. Er hat in mir die Haltung angeregt, als Komponist nicht zu viel zu wollen, sondern rezeptiv ein Empfangender zu sein, der nicht weiß, was er macht und wo er hinwill. Der wahrnimmt, was ihm



Nikolaus Brass | © privat

Der Mensch im Zentrum

Der Lindauer Komponist Nikolaus Brass wird 70 Jahre alt. Anmerkungen zu einem zeitgemäß Unzeitgemäßen.

zufällt. Damit sind zwei ästhetische Pole markiert, die mich beeinflusst haben und am Laufen halten.«

Und daraus ergibt sich wiederum vieles, was Nikolaus Brass während der vergangenen dreieinhalb Jahrzehnte als aktiv in der Szene agierenden Komponist umgetrieben hat. Zum Beispiel die Beschäftigung mit Klang im Raum, die etwa in Stücken für Stimmen oder auch in musiktheatralischen Werken wie »Die Vorübergehenden« (2018) als sich über den Verlauf der Darbietung hinweg verändernde Variable erweist. Oder der Umgang mit in der Neuen Musik eher unüblichen klassischen Formationen wie Kammerorchester, Streichquartett, Streichtrio, aber auch ungewohnten Instrumentalkombinationen, von Saxophon und Akkordeon bis zur den immer wiederkehrenden Singstimmen. Das sind inhaltliche Herausforderungen, einerseits in Bezug auf die gestalterische Gegenwart, vor allem aber im Hinblick auf die Traditionslinien, die einen Komponisten in größere Zusammenhänge stellen. Denn vor allem darin beweist sich für Brass eine Bedeutung, die über den Kreis der Spezialisten hinausreicht: »Dieses Nischen-dasein der Neuen Musik gefällt mir gar nicht. Ich will nicht für eine Nische komponieren. Wenn wir etwas heute schreiben, das neben Stücken der Tradition in Programmen stehen kann, dann zeigt sich auch, dass es eine Überlebenschance hat. Ich will mich dem aussetzen, dem Maß der Tradition, ohne ein Traditionalist zu sein. Für mich gibt es kein anderes Maß, als das, was unsere Überlieferung mitbringt. Unsere Musik

beweist sich im Verhältnis zur Tradition.« Und mit diesem Spannungsverhältnis bleibt sie ein lebenslanges Abenteuer, das Nikolaus Brass auch mit 70 Jahren noch inspiriert und kreativ bleiben lässt. Jedenfalls werden im Umkreis des Geburtstags am 25. Oktober weiterhin neue Stücke aufgenommen und aufgeführt. So widmet das Ensemble plus dem Jubilar nahe seiner Heimatstadt Lindau am 27. Oktober in Bregenz ein Porträtkonzert mit Kammermusikwerken. Und in Bamberg (17. 11.) und München (18. 11.) stellt das Ensemble Zeitsprung ebenfalls kammermusikalische Stücke für sehr unterschiedliche Besetzungen vor, neben zahlreichen anderen Brass-Aktivitäten bundesweit. ||

NIKOLAUS BRASS / ENSEMBLE ZEITSPRUNG

Schwere Reiter (Dachauer Straße 114) | 18. November | 20 Uhr
Tickets: 089 5481 8181 | www.ensemblezeitsprung.de

|| VORMERKEN! ||

18./19. Oktober | 20.30 Uhr

DIGITAL-ANALOG 2019

Gasteig | Eintritt frei | www.digitalanalog.org

Dass heuer der finnische Saxofonist Jimi Tenor die Bigband Dachau im Gasteig unterstützen wird, ist nur eines von zahlreichen Höhepunkten des wohl letzten digital-analog-Festivals im Gasteig am 18. und 19. Oktober. Wie es nach der zeitweiligen Schließung des Kulturzentrums am jetzigen Standort mit dem Festival weitergeht, bleibt abzuwarten. Bei freiem Eintritt bietet digital-analog einen Blick auf neue, spannende Musikentwicklungen, die hier stets von ebenso inspirierenden Visual-Artists künstlerisch begleitet werden. Mit Goya Royal und mit Florian Paul & Die Kapelle der letzten Hoffnung werden heuer auch zwei wichtige Vertreter einer deutschsprachigen Popkultur in München gewürdigt, deren Werke es locker mit den besseren Arbeiten von Thommie Bayer oder Element of Crime aufnehmen können. Aber auch experimentellere Klänge werden hier einmal mehr als mitreißende Musik offenbart, wenn zum Beispiel ein sogenanntes Korgchester auf mehreren Analogsynthesizern, Drum-Machines und sonstigem elektronischem Spielzeug von Kind gebliebenen Klangbastlern eine neue orchestrale Musik entfacht. Bands wie The Charles beweisen hingegen, dass die britische Rockmusik der Swinging Sixties immer noch aktuell ist. Schick, spannend.

PIANISTENCLUB MÜNCHEN

KLANGWELTEN AM KLAVIER

DER PIANISTENCLUB IM OKTOBER - IMMER ETWAS BESONDERES

So | 13 | Oktober, 11:00 und 14:00 Uhr

Andechs Florianstadt

SYMMETRIE - Strukturen in Natur und Musik
Symposium, kleines Buffet und Konzert

So | 13 | Oktober, 19:30 Uhr

Gasteig, Kleiner Konzertsaal

CLARA SCHUMANN UND JOHANNES BRAHMS

Abschlusskonzert mit Lesung:
Zum 200. Geburtstag von Clara Schumann

Sa | 19 | Oktober, 19:30 Uhr,

Hochschule für Musik und Theater, Kleiner Konzertsaal

SCHWARZ UND WEISS 15

Konzertabend für zwei Klaviere

Fr | 25 | Oktober, 19:30 Uhr

Kaulbach-Villa

ERDE

aus der Reihe „Die vier Elemente“

Vorverkauf:

www.pianistenclub.de, karten@pianistenclub.de, (089) 95 45 60 09



WWW.PIANISTENCLUB.DE



von Wannie de Wijn

DER GUTE TOD



Metropol

metropoltheater.com

Der große Fall der Lady Macbeth und Macbeth

Schauspiel nach William Shakespeare, mit Texten von Peter Spies

Mit Patrick Gabriel

Caroline Betz

Marc-Andree Bartelt

Inszenierung: Bernd Seidel

Musik: Laetitia Schwende

15. bis 20. Oktober 2019, 20.00 Uhr

Einstein Kultur, Einsteinstr. 42, 81675 München

Tickets: Tel.: 089 / 416 173 795

tickets@einsteinkultur.de

München Ticket, Eventim

EINSTEIN

Anzeigen

Das Ebersberger Jazzfestival geht in die nächste Runde, mit Prominenz und heimischen Helden.



Duo Bekmulin – Findling ||
Randy Brecker | © Ralf Dombrowski (2)

Viel Funk, viel Jazz

DIRK WAGNER

Weil die Jazzmusiker, die die Betreiber des Blue Note-Labels nach ihren Konzerten zu nächtlichen Aufnahmen ins eigene Studio luden, ja bereits warm gespielt waren, zählen die so entstandenen Jazz-Alben wohl auch zu den lebendigsten der Jazzgeschichte. Die Fotos, die einer der beiden Betreiber oft auf dem Weg zum Studio von den Künstlern schoss, setzten weitere Maßstäbe, die vor allem auch mit der Covergestaltung die Blue Note-Alben zu regelrechten Gesamtkunstwerken erhoben. Davon berichtet unter anderem auch die Filmdokumentation »It Must Swing – The Blue Note Story«, mit der heuer am Mittwoch, dem 9. Oktober das diesjährige internationale Jazzfestival in Ebersberg und Grafing, EBE-Jazz 2019 im Alten Kino Ebersberg eingeleitet wird.

Passender kann ein Festival im Übrigen auch gar nicht eröffnet werden, das selbst ja den Jazz nicht nur in seiner musikalischen Auswirkung zu fassen sucht, mit Auftritten von Weltstars wie dem Funk-Veteranen Pee Wee Ellis (17. 10.), dem Hammond-Meister Joey De Francesco (18. 10.) oder auch von Blood Sweat and Tears-Mitbegründer Randy Brecker, der zusammen mit Dave Liebman, Marc Copland und Drew Gress am Samstag, den 19. Oktober im Alten Speicher Ebersberg gastiert. Rhythmisch herausgefordert übrigens vom virtuoson Schlagzeuger Joey Baron, dessen auffällige Spielweise schon die besten Alben von John Zorn oder David Bowie prägte. Nein, EBE-Jazz 2019 widmet sich mit Ausstellungen auch der visuellen Ästhetik des Jazz. Etwa die in der Alten Brennerei Ebersberg ausgestellt

ten Fotos von Thomas Wunsch, die die qualitativ herausragenden Albumcover des Münchner Labels ECM mitgestalteten. Der jazz-bewanderte Kulturjournalist und Geiger Marcus Woelffle wird zudem – begleitet von einer hochkarätig besetzten Band – einmal mehr mit einer musikalisch erweiterten Lesung das bessere Radioprogramm in einem Vortragssaal erklingen lassen. Diesmal am Montag, den 14. Oktober in der Stadtbücherei Grafing mit einem Vortrag über die Trompeter-Legende Chet Baker, dem unter anderem das Kunststück gelang, das Trompetenspielen neu zu erlernen, nachdem ihm die stützenden Schneidezähne ausgeschlagen wurden.

Abgerundet wird das Festival am letzten Spieltag, dem 20. Oktober mit einem musikalischen Sonntagsgottesdienst am späten Nachmittag in der katholischen Pfarrkirche St. Ägidius Grafing, wo Duke Ellingtons zweites Sacred Concert für Chor und Bigband aufgeführt wird. Zusammen stehen da bis zu 60 Musiker auf der Bühne! Die besten Landkreismusiker stellen sich unter der Leitung

von Josef Ametsbichler der Herausforderung und werden diese Mischung aus weltlicher und geistlicher Musik zusammen mit dem von Martin Danes geführten Chor erklingen lassen. Den musikalischen Auftakt des ebenso spannend wie prominent besetzten Festivals macht am Samstag, dem 12. Oktober Andrea Motis aus Barcelona mit ihrem Quintett. Die Trompeterin und Sängerin, die schon als 12-jährige Nachwuchsmusikerin gefeiert wurde, spielte unter anderem schon mit dem US-amerikanischen Saxophonisten Scott Hamilton, der im Anschluss an Motis' Auftritt in der Stadthalle Grafing dort ebenfalls zu hören sein wird. Genauere Angaben zum umfangreichen Programm in dieser aufregenden Jazz-Woche sind auch der Internetseite www.ebe-jazz.de zu entnehmen. ||

EBE-JAZZ 2019
Ebersberg, Alter Speicher, Stadthalle, Altes Kino u. a. | 9.–20. Okt. | verschiedene Zeiten
Tickets: 08092 2559 205 | www.ebe-jazz.de

Anzeige

DIE VERWANDLUNG
NACH FRANZ KAFKA

15+

Ein Theater der Stadt

PREMIERE
SA, 5. OKTOBER 2019
SCHAUBURG

TICKETS
089 233 371 55

SCHAUBURG.NET



Uli Kendorff, Julia Hülsmann, Heinrich Köbberling,
Marc Muellbauer | © Dovile Sermokas, ECM Records

Andere Töne

Der Saxophonist Uli Kendorff sorgt für kreative Unruhe beim Julia Hülsmann Trio.

KLAUS VON SECKENDORFF

Dank zweier bemerkenswerter CDs, auf denen von Roger Cicero und Rebekka Bakken Gedichtvertonungen gesungen wurden, galt Julia Hülsmann als Pianistin, die »auf unprätentiöse Weise Brücken zur Welt der Lyrik und des Gesangs schlägt« (Jurybegründung für den SWR-Jazzpreis 2016). Gedichte und Gesang sollten für ihren weiteren Weg an Bedeutung verlieren, aber die Sensibilität und der lyrische Gestus blieben auffallend. Bis heute gilt auch ihre 2017 in einem Interview geäußerte Devise: »Dieses Zuballern ist einfach nicht meins. Ich brauche auch keine virtuoson Kaskaden, nur um der Virtuosität wegen. Das muss für mich musikalisch sinnvoll sein. Wenn es dann diese Energie hat und überschäumt und man loslegt, das ist natürlich auch geil.«

Zum ausgeprägt Melodischen neigend und dazu, ihren Mitspielern viel Raum zu geben, fand Hülsmann gleich mehrfach musikalische Heimat, vor allem aber als Pianistin eines Trios, das seit 2002 besteht. »Ihr Mann am Bass« – und das gilt auch im privaten Sinn – ist Marc Muellbauer. Am Schlagzeug gab es einen Wechsel zu Heinrich Köbberling, beim Label einst von ACT zu ECM, und 2008 erschien dort auch das Trio-Album »The End of a Summer«,

das die nächste Phase von Hülsmanns Gestaltungskraft einläutete. Frische Impulse holte man sich via Rückgriff auf Gesang (Kurtweilliges mit Theo Bleckmann) und Aufstockung durch Trompete (Tom Arthurs) oder Gitarre (Ben Monder, bei anderer Gelegenheit).

Nach München kommt Julia Hülsmann mit ihrer Anfang November bei ECM erscheinenden CD »Not Far From Here« und dem Berliner Saxophonisten Uli Kendorff, zu dessen Rolle im Quartett sie sagt: »Es ist ja nicht einfach, in ein so eingespieltes Trio reinzukommen. Für mich bringt Uli etwas in die Band, das wir vorher nicht hatten. Kann ich schwer benennen. Auf jeden Fall hat er eine tolle Präsenz und spannende Harmonik.« Spannung und Vielfalt befördert Kendorff mit manchen Reibungen und Energieschüben, die das Bild von der subtilen »Kammerjazz-Musikerin« Julia Hülsmann, die mit solchem Selbstverständnis bestens zu dem ihres Labels passt, in spannender Weise erweitern. Und noch etwas: Am 11. Oktober widmet sich der Eröffnungsabend der Reihe »Jazz Salon« der Münchner Volkshochschule ab 19 Uhr in der Dependance in der Einsteinstraße 28 der Musik von Julia Hülsmann, vorbereitend für das, was man dann gut zwei Wochen später live erleben kann. ||

JULIA HÜLSMANN TRIO
& ULI KENDORFF
Unterfahrt Einsteinstraße 42
1. November | 21 Uhr | Tickets: 089 448 2794
www.underfahrt.de

Infantil mit Stil

Andreas Dorau lädt in die Kammerspiele zur kindlich schlagerhaften Song-Revue.

MATTHIAS PFEIFFER

Erwachsene rennen in Kinderfilme oder suchen nach Pokémon. Ist das schon regressive Weltflucht? Oder hat jeder ein infantiles Bedürfnis, das befriedigt werden muss? Wenn es ein solches gibt, dann hat Andreas Dorau das Beste daraus gemacht. Mit dem Mädchenchor Die Marinas knallte er einem von Punk aufgeheiztem Underground-Publikum in den Achtzigerjahren Kitsch und Kindlichkeit vor den Latz. Subversiver ging es kaum, »Fred vom Jupiter« dürfte der bekannteste seiner lyrischen Ergüsse sein. Leider kam die Musikindustrie, wedelte mit Verträgen und machte aus der unschuldigen Experimentierfreude dieser Jahre unerträglichen Massenquatsch unter dem Slogan Neue Deutsche Welle. In Jürgen Teipels großartigem Interview-Buch zu dieser Ära »Verschwende deine Jugend« findet Dorau deutliche Worte für manche seiner »Kollegen«: »Das waren einfach Mucker mit gewieften Produzenten, die auf einmal dasselbe machten wie wir – nur eben in doof. (...) Ich kriegte Wutanfälle, wenn diese Musik lief!« Auch der Videodreh zu seinem »Jupiter«-Hit verlief traumatisch: »Dann stand ich das erste Mal in meinem Leben vor einer Kamera. Da war dieses riesige Team. Und der Regisseur hatte mir auch nicht erzählt, dass da fünf Frauen mit mir zusammen tanzen sollten. Ich war so verunsichert. Ich hatte solche Angst vor diesen Frauen.«

Das ist jetzt schon einem Weile her. Nach dem Ausflug in die Hölle des Erfolgs folgten eine Vielzahl weiterer Alben und Kooperationen mit Gleichgesinnten wie Stereo Total und Mitgliedern von Die Tödliche Doris und 2Raumwohnung. Mit dem neuen Album »Das Wesentliche« bewegt sich Dorau sogar wieder in den deutschen Charts. Der Name ist Programm, bestehen die 15 Songs doch ausschließ-



Andreas Dorau | © Soenke Held

lich aus einprägsamen Refrains und übertreten selten die Drei-Minuten-Grenze. Bei Dorau geht inzwischen alles nach seinem eigenen Kopf, anders soll es auch nicht sein. Bei seiner »Nacht der drei Alben« in den Kammerspielen darf man nun einen Querschnitt durch sein Schaffen erleben, mit einer Songauswahl aus »Blumen und Narzissen« (1981), »70 Minuten Musik ungeklärter Herkunft« (1997) und dem aktuellen Werk. Infantilität darf ruhig mal sein. Wenn sie so charmant und mitreißend ist, wie bei Herrn Dorau, gerne auch öfter. ||

ANDREAS DORAU
Kammerspiele, Kammer 2 | 23. Oktober
20 Uhr | Tickets: 089 233 966 00
www.muenchner-kammerspiele.de

Der große Bogen

Die Ingolstädter Jazztage bringen Groove, Soul und Stars in die Stadt.

RALF DOMBROWSKI

Die Ingolstädter Jazztage machen vieles richtig. Sie bringen die Musik zu den Menschen, mit Workshops für Schüler und Studenten, geselliger Musik zum Brunch, Jazz für Kinder und ungewohnten Formaten wie einem Konzert im Dunkeln. Sie unterstützen den Nachwuchs wie das Duo Bekmulin – Findling (31. 10., Neue Welt), verleihen einen eigenen Förderpreis an den Trompeter Lukas Lindner (26. 10., Kulturzentrum neun) und lassen Bands mit Tanzpower wie das Techno-Jazz-Trio LBT (30. 10.) an ungewohnten Orten wie dem Concept Store baby & bombe spielen. Es gibt Musik zum Zuhören wie Nigel Kennedy (3. 11., Stadttheater), Tuck & Patti (7. 11., Bürgerhaus) oder die Duos des Gitarristen John Scofield mit dem Sänger und Pianisten Jon Cleary (8. 11., NH Ingolstadt) und des Bassisten Renaud Garcia-Fons mit der Lautenistin Claire Antonini (9. 11., NH Ingolstadt), außerdem einen Abend mit »Jazz in den Kneipen« (7. 11.) und Sessions im Bürgerhaus zum Mitmachen (4.-6. 11.).

Vor allem aber bringt das Festival Stars in die Stadt, die mit viel Rock, Groove, Soul und sogar einer Prise Hip Hop den populären, nahbaren und auch tanzbaren Aspekt der

Musik betonen. Rebekka Bakken (29. 10., Kulturzentrum neun) zum Beispiel ist eine famos präsente Sängerin, Simon Phillips (8. 11., NH Ingolstadt) ein Schlagzeug-Guru mit reichlich Schmackes. Bei den Wooten Brothers (9. 11., NH Ingolstadt) spielt unter anderem einer der Weltmeister seines Instruments E-Bass und die Sängerin Kimberose (9. 11., NH Ingolstadt) ist eine der aufsteigenden Stimmen des jazzgetönten Souls. Als Abschluss dann lädt der Hip-Hop-Meister Samy DeLuxe (11. 11.) mit seinem DLX Ensemble in das Stadttheater und präsentiert seine Musik im großen Rahmen nach Manier der MTV-Unplugged-Sessions. Jetzt muss man sich als Musikhörer eigentlich nur noch auf den Weg machen, um die Künstler auch auf den Bühnen zu erleben. Und mit dem Zug braucht man aus München weniger als eine Stunde dorthin. ||

INGOLSTÄDTER JAZZTAGE 2019
Stadttheater, NH Ingolstadt, Bürgerhaus u. a.
25. Oktober – 11. November | verschiedene Zeiten | Tickets: 0841 305 3030
www.ingolstaedter-jazztage.de

|| VORMERKEN! ||

9. Oktober | 20 Uhr

JON BALKE, TRONDHEIM VOICES, MKO:
A WORLD OF DAUGHTERS
Allerheiligenhofkirche | Residenzstraße 1
Eintritt frei, nach Reservierung unter
www.versicherungskammer-kulturstiftung.de

Jeder Künstler und jedes Ensemble für sich wäre bereits ein Konzert wert. Aus der Kombination ergeben sich aber wiederum neue Möglichkeiten des musikalischen Ausdrucks. Da ist zum einen der norwegische Komponist und Pianist Jon Balke, dessen Faszination für Klänge im Grenzbereich von Textur, Struktur und Stimmung seit rund vier Jahrzehnten die Vorstellung von skandinavischer, improvisierender Musik prägt. Ihm zur Seite stehen die Trondheim Voices, ein Vokalensemble, das ebenfalls viel Erfahrung mit experimenteller Soundgestaltung in das Projekt integriert. Den großen Rahmen schließlich bildet das Münchner Kammerorchester unter der Leitung von Clemens Schuldt, das zusammen mit den Gästen das Programm »A Word Of Daughters« nach einem Gedicht von Yusuf Komunyakaa erarbeitet hat. Eine Uraufführung mit der Perspektive eines ungewöhnlichen, vielschichtigen Klangerlebens.

12. Oktober | 13-17 Uhr

MGNM SYMPOSIUM:
»NEUNZEHNHUNDERTNEUNUNDACHTZIG«
Seidvilla | Nikolaiplatz 1b | Eintritt frei
www.mgnm.de

Das »neu« im Namen ist relativ. Denn auch die Neue Musik ist längst eine historische Größe. Das wird besonders deutlich, wenn sich beispielsweise das Symposium der Münchner Gesellschaft für Neue Musik e. V. in diesem Jubiläumsjahr mit dem Mauerfall und den Folgen politischer Veränderungen für den kreativen musikalischen Prozess beschäftigt. Einen ganzen Samstagnachmittag nehmen sich die Komponisten Alex Novitz, Nicolaus Richter de Vroe, die Klavierpädagogin Anke Kies und die Musikjournalistin Gisela Nauck zusammen mit den Moderatoren Michael Emanuel Bauer und Daniel zur Weihen Zeit, um dem Verhältnis von Biographien, Gestaltungsmöglichkeiten und den künstlerischen Folgen von 1989 auf den Grund zu gehen. Flankiert werden sie in der Seidvilla vom Trio Coriolis, das zusammen mit Richter de Vroe einige Beispiele zeitgenössischer Werke live aufführt. Ein Brückenschlag über die Jahrzehnte und Systeme hinweg.

Anzeige

#wasistlosimresi
residenztheater.de

RESIDENZ THEATER

ab 19. Oktober 2019

Pop im Überfluss

Der Oktober bringt so ziemlich alle nach München, die im deutschen Pop Bedeutung haben. Ein Leitfaden für die Terminplanung.



Seeed (oben) | © Erik Weiss
Die Liga der gewöhnlichen Gentlemen | © Martin Morris
Die höchste Eisenbahn
© Joachim Gern

JÜRGEN MOISES

Von Anfang August bis zum Ende des Oktoberfestes herrscht popmäßig in München eher Flaute. Okay, es gab auch im September schon gute Konzerte. Aber erst wenn das letzte Humtata in den Bierzelten verklungen ist, geht es in den Konzerthallen richtig los. Vor allem deutsche Popstars geben sich im Oktober die Klinke, Pardon, den Klinkenstecker in die Hand. Darunter sind sowohl alte als auch neuere Helden. Von Fettes Brot bis Versengold, Von Wegen Lisbeth bis Die Höchste Eisenbahn oder von Die Türen bis zu Seeed: Wer sich für deutsche Popmusik begeistert, der hat die Qual der Wahl. Damit die Übersicht dabei auch nicht verloren geht, sollte man den musikalischen Oktober in Gedanken besser schon mal durchgehen.

Deutsche Pophelden, die Erste: **Die Liga der gewöhnlichen Gentlemen**. Die treten bereits am 3. Oktober in der Milla auf und damit noch zu Wiesn-Zeiten. Aber wer sein neues Album »Fuck Dance, Let's Art!« nennt, der ist sowieso nicht auf einen Oktoberfesthit aus. Zwischen Northern Soul und luftigem Schrammelpop bewegt sich die Musik der auf Hamburg und Berlin verteilten Band, die 2012 aus der Hamburger Truppe Superpunk hervorging. Bis in die oberste Chartsliga hat es die Band zwar noch nicht geschafft. Aber Platz 60 in den deutschen Albumcharts 2017, das kann sich durchaus sehen lassen. Und wer einen beschwingten Song über das traurige Schicksal der Concord-Matratzenläden schreiben kann – zu hören auf dem neuen Album –, verdient sowieso großen Respekt. Wer statt Neosoul lieber Neoklassik bevorzugt: Am 7. Oktober tritt **Nils Frahm** in der Philharmonie auf. Der Berliner Pianist mag es eher leise und minimalistisch, vermischt seine Klavierklänge mit Elektronik und präpariert auch gerne mal das Piano oder den Flügel. Mit der Band **Honig** wird es einen Tag später nicht unbedingt süßlich im Ampere. Aber der sehnsüchtige Indiepop vom Düsseldorfer Stefan Honig, der im Wesentlichen dahinter steckt, ist mit Herz und Hirn geschrieben und geht ohne Zweifel gut ins Ohr. **Ton Steine Scherben**: Gibt's die noch? Zumindest Bassist Kai Sichtermann und Schlagzeuger Funky K. Götzner sind von dem Scherbenhaufen übrig und treten mit den alten Songs – ein kleiner Schlenker – am 11. Oktober in der Dachauer Kulturschranne auf. Als Rio-Reiser-Imitator haben sie den Nürnberger Liedermacher Gymnick dabei, der seine Sache gar nicht schlecht macht.

Am 17. Oktober gehen und treten in der Roten Sonne **Die Türen** auf. Die Türen, das ist die Band von Maurice Summen. Seines Zeichens Staatsakt-Label-Chef, der, wenn er nicht feine Alben von Bands und Musikern wie Die Sterne oder Peter Licht herausbringt, auch gerne selber mal ans Mikro tritt. Ein Mann mit sympathischem Anti-Popstar-

Appeal. Auf dem aktuellen Album macht er mit Freunden wie Andreas Spechtl und Chris Imler kosmischen Krautrock. Mit ihren teilweise ellenlangen Grooves haben sie bereits im Februar in den Kammerspielen begeistert. **Andreas Spechtl** von Ja, Panik ist am 24. Oktober noch ein weiteres Mal in München. In der Milla stellt er sein neues Album »Strategies« vor, das vorwiegend in Mexiko entstand. Elektronik mit Klangexperimenten, Politik und Pop-Appeal. Eine Kritikerin hat das »Endzeitanzmusik für abstrakte Romantiker« genannt. Quasi das Gegenmodell zu **Knorkator**. Genau, »diese Irren«, wie die »Bild«-Zeitung titelte, die 2000 beinahe unsere Band beim Eurovision Song Contest geworden wären. Die haben in ihrer 25-jährigen Karriere nicht nur Nasen, sondern alle möglichen unmöglichen Verkleidungen getragen. Mit ihrer Mischung aus Fun Metal und Rock sind die Berliner am 19. Oktober im Backstage.

Am 26. Oktober gibt es dann Hip-Hop fett: mit **Fettes Brot** (Zenith) und **Dicht & Ergreifend** (Olympiahalle). Fettes Brot alias Doktor Renz, König Boris und Björn Beton stellen ihr neues, neuntes Album »Lovestory« vor. Das dreht sich um Liebe im Instagram- und Facebook-Zeitalter, klingt manchmal etwas alterslahm und trashig, hat aber durchaus gute Pointen und mit »Du driftest nach rechts« einen Song, der ganz klar Position bezieht. Dicht & Ergreifend, die bayerischen Exil-Dialektrapper Lef Duttli und George Urkwell, verbinden Conscious-Rap und Galgenhumor und geben ebenfalls Rassisten und Hatern deutlich kontra. Zudem ist jedes ihrer Konzerte eine große Sause. Ebenfalls am 26. Oktober: **Versengold** im Backstage. Die Bremer spielen Mittelalterrock mit hanseatischem Flair und haben es damit 2017 sogar auf Platz 2 der Albumcharts geschafft.

Im Technikum heißt es am 27. Oktober: **Höchste Eisenbahn**. Die Berliner Band um die Singer-Songwriter Francesco Wilking und Moritz Krämer stellt das dritte Album »Ich glaub dir Alles« vor. Das bietet gescheitern, gut gelaunten Indiepop mit leicht schrägen Momenten. Eine überraschend stilvolle Sixties-Hommage bietet Nicht-nur-Spaßmacher **Rocko Schamoni** (Studio Braun, Fraktus) auf seinem achten Album »Musik für Jugendliche«. Ebenfalls am 27. Oktober spielt er mit Band im Ampere. Was ist mit Seeed, wie geht es weiter? Nach dem plötzlichen Tod von Sänger Demba Nabé im letzten Jahr war das eine Zeit lang nicht so klar. Aber jetzt steht fest: Die Berliner Reggae-Dancehall-Combo um die verbliebenen Frontmänner Peter Fox und Frank Dellé hält Kurs, am 4. Oktober kommt sogar ein neues Album und am 29. und 30. Oktober sowie 27. November kann man **Seeed** gleich drei Mal in der Olympiahalle sehen. Ihre Berliner Kollegen von **Von Wegen Lisbeth** spielen parallel am 29. und

30. Oktober immerhin zweimal in der Tonhalle. Im Gepäck haben sie ihr zweites Album. Lässige Akkorde, Wortwitz und kurz vor November noch ein Funken Sonne. Ein schöner Abschluss für einen vollgepackten Pop-Monat in München. ||

OKTOBERPOP
Olympiahalle, Zenith, Philharmonie, Backstage, Muffathalle, Milla, Rote Sonne u. a. | Oktober | www.muenchenticket.de, www.muffatwerk.de, www.milla-club.de, www.backstage.info, www.rote-sonne.com

Anzeige

MÜNCHNER PHILHARMONIKER

JOSEPH HAYDN
49. Symphonie »La Passione«

AYAL ADLER
»Alone, I return from the Night«
(Auftragswerk der Münchner Philharmoniker)

JOSEPH HAYDN
»Nelson-Messe«

| | | |
|------------|------------|--------|
| Donnerstag | 21_11_2019 | 20 Uhr |
| Freitag | 22_11_2019 | 20 Uhr |
| Sonntag | 24_11_2019 | 11 Uhr |

OMER MEIR WELLBER, Dirigent
SARAH-JANE BRANDON, Sopran
KATIJA DRAGOJEVIC, Mezzosopran
MARTIN MITTERRUTZNER, Tenor
AIN ANGER, Bass
PHILHARMONISCHER CHOR MÜNCHEN

Gasteig
PHILHARMONIE IM GASTEIG
mphil.de | 089 54 81 81 400

Design: Frank Flambork & Nicole Blasebach



Robert Voit | »Aequilibrium II« | 2019 | C-Print, Diasec, gerahmt
120 x 150 cm, Auflage 6 | 50 x 60 cm, Auflage 6 | © Walter Storms Galerie



Raimund Girke | »Ohne Titel« | 1957 | Öl auf Leinwand, 50 x 115 cm | © walter storms galerie

Gegen die Verdüsterung der Welt

Walter Storms lebt für und mit Kunst. Mit unbestechlichem Blick und rheinischer Heiterkeit vertritt er seit über 40 Jahren weltbekannte Künstler. Christiane Pfau traf ihn in seiner Dependance in Bogenhausen.

Er ist am Telefon, als er die Tür öffnet. Beim Eintreten telefoniert er weiter, winkt den Besuch freundlich ins Haus hinein. Gleich im Eingang fällt der erste Blick auf ein weißes Nagelbild, am unteren Rand steht: Für Walter Storms von Günter Uecker. Ja, denkt man, wenn das hier schon so losgeht, wie geht es denn dann weiter? Und tatsächlich, es geht weiter, und wie: Auf den Böden, an den Wänden, überall, wohin man schaut, steht und hängt Kunst. Hier wird Kunst weder ausgestellt, noch wird damit dekoriert. Nein, die Kunst wohnt hier. Zusammen mit Walter Storms und seiner Frau, der Künstlerin Caro Jost. Wir gehen die Treppen hinauf, ins Arbeitszimmer. Man sitzt also auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch, Storms

dahinter, er telefoniert munter im rheinischen Singsang weiter und blättert in seinem Kalender. Nach wenigen Minuten ist das Gespräch beendet, und er wendet sich ganz seinem Gegenüber zu. Eigentlich hat man schon viel erfahren, was man fragen wollte, in diesen kryptischen Satzketzen voll narrativer Dichte: Walter Storms ist viel beschäftigt, er ist ein umworbener Gast, weil er unterhaltsam, leicht zugänglich und klug ist. Er findet Termine, wo eigentlich keine mehr sind. Er ist zugewandt. Er bemüht sich um Lösungen, um Erfolg auf allen Seiten, um einen befriedigenden Abschluss. Er bleibt entspannt, auch wenn ihm gerade alles weh tut, denn er ist 72 und kokettiert nur ein ganz kleines bisschen mit seinem Alter. Dazwischen verkauft er wie nebenbei große Kunst, selbstbewusst, unaufgeregt, elegant, wie ein Pingpongspieler, der Bälle auffängt, sie abschlägt, abfedert und am Ende perfekt platziert.

Gegenüber vom Schreibtisch hängt ein wandbreites Werk der belgischen Künstlerin Marie-Jo Lafontaine: Monochromie auf schweren MDF-Platten, auf denen steht: »Die Verdüsterung der Welt erreicht nie das Licht des Seyns«. »Wenn ich das abnehme, bricht die Wand zusammen«, sagt Storms. »Aber das hängt jetzt schon 20 Jahre da, und es kommt wohl auch nicht mehr weg.« Der Satz ist wie ein Mantra: »Man kann in der tiefsten Krise sein, aber das Licht, das einem im Herzen brennt, das darf man sich nie auspusten lassen. Man kann ganz unten

sein, aber man muss immer noch an sich glauben. Das ist der Inhalt dieses Spruchs, mehr oder weniger. Das ist ein so optimistischer Spruch. Das muss man sich hochhalten! Das ist mein Sinnspruch, finden Sie nicht?« Er lacht herzlich.

Im Moment zeigen Sie in der Schellingstraße zwei Künstler parallel: Robert Voits Fotos und Raimund Girkes weiße Bilder. Wie symptomatisch sind diese beiden Ausstellungen für Sie? Der eine ist ein deutscher Klassiker, ich habe ihn 1980 getroffen, 2002 ist er gestorben. Und der andere ist ein jüngerer Künstler, der ist gar nicht mehr so jung, gilt aber immer noch als einer der jüngeren. Ich finde es toll, dass man diese beiden kombinieren kann, und das ist für mich auch das Prinzip der ganzen Galeriearbeit: dass man Berühmtheiten wie beispielsweise Rupprecht Geiger oder Sean Scully mit jüngeren Positionen zusammenbringt. Diese Symbiose ist für beide Seiten fruchtbar. Das Geben und Nehmen ist etwas, was mein ganzes Leben geprägt hat. In der Gästetoilette hängt ein Brief von Beuys von 1967 oder 68. Auch ich habe sehr viel von diesen Koryphäen gelernt, und die haben sich amüsiert, wenn da so ein junger Pimpf angelaufen kam ... Über den positiven Generationenaustausch könnte ich Ihnen tausende Geschichten erzählen!

Fortsetzung auf Seite 28

Fortsetzung von Seite 27

Ist das heute auch noch so?

Na ja, die Erinnerung verunkelt ja so manches. Man vergisst beim Sichzurückerkennen manchmal, dass es damals auch schwer war. Aber man bildet sich ein, es sei früher leichter gewesen. Wir haben viel mehr miteinander gefeiert, getrunken, wir lagen uns in den Armen. Heute scheint es schwieriger zu sein. Aber auch die wirtschaftlichen Verhältnisse sind heute viel stressiger: Auf allen Ebenen wird nur noch ruppig gekämpft. ... Puh, früher bin ich nach Persien getrampt, per Autostopp, da hat der Schah noch gelebt, da konnte man in der Türkei mit Lederhose und Pfadfinderhemd rumrennen, das war alles möglich, heute ist das nicht mehr denkbar. Glorreiche Zeiten, bilde ich mir ein! Aber jetzt schweifen wir ab. Also, grundsätzlich ist es so: Die Galerie lebt zwischen den beiden Polen von moderner Klassik und junger Kunst. Stellen Sie sich vor, Sie gehen auf eine große Messe, nach Köln oder sonstwohin, und stellen nur junge Kunst aus, und Sie verkaufen alles – dann haben Sie am Ende trotzdem ein großes Minus gemacht. Um das auszugleichen, müssen Sie auch ein Werk von einem bekannten Künstler verkaufen. Nur das bringt ein bisschen Kapital. Ich habe mit der Galerie in der Schellingstraße und auch hier in der Ismaninger Straße hohe Ausgaben, das kann ich nicht allein mit jungen Künstlern finanzieren. Das ist ein harter Job mit viel Verantwortung für alle Beteiligten, da muss man sich überlegen, wie man es am besten macht. Der Spagat macht da nicht nur Spaß, sondern auch Sinn.

Warum wird man Galerist?

Ich hab damals Kunstgeschichte in Köln studiert, ab 1972 war ich in München. Und ich hab immer schon, auch während meiner Schulzeit, Ausstellungen organisiert. Ich war immer nah dran an den Künstlern, erst mit der Gruppe Zero in Köln, dann mit den Italienern hier in München. Dann kam auch die Szene in Tschechien dazu, das war mitten im Kalten Krieg. Alles, was passiert ist, ist durch menschliche Beziehungen entstanden. 1977 habe ich die erste Galerie eröffnet, dabei gab mein Doktorvater Braunfels einen wichtigen Anstoß. Mein Programm war konkret-konzeptionell, das war hier damals noch ein blinder Fleck.



Walter Storms in seinem Büro | © cp

Damit konnte ich mir einen Namen machen.

Wer sammelt? Privatleute haben ja meistens nur begrenzte Flächen, die sie bestücken können.

Der Sammler ist süchtig. Man fängt an, privat Kunst zu kaufen, und dann sammelt der ein oder andere weiter. Das ist eine Leidenschaft, und dann hat man bald mehr, als man brauchen kann. Als Galerist verwalte ich auch Sammlungen, das wandert dann weiter in Ausstellungen, Museen und andere Orte. Die Voraussetzung ist natürlich die Leidenschaft für die Kunst.

Was raten Sie jüngeren Künstlern?

Die Jungen müssen den Mut haben, auch aus München raus zu gehen, in andere Städte, nach Düsseldorf und Hamburg, in andere Länder. Da kann ein Galerist hilfreich sein, wenn es um Bestärkung und Motivation geht. Künstler zu sein ist etwas total anderes als jeder normale Beruf. Das ist manchen nicht so klar. Es ist ja echt keine Schande, kein Künstler zu sein. Viele bilden sich auf ihr Künstlertum auch was Falsches ein. Da trennt sich dann schnell die Spreu vom Weizen.

Ist ein Galerist auch ein Künstler?

Nein, wir sind Geschäftsleute. Auch wenn wir oft nicht so gut mit Zahlen und Betriebswirtschaft können. Ich kann eher quatschen oder kommunikativ sein. Ich bin kein Künstler, ich kann die

Kunst nur verstehen oder nachvollziehen oder erklären. Das begeistert mich alles. Ich gehe wirklich ins Leben der Künstler hinein. Wir sind im besten Fall eine Lebensgemeinschaft. Das sind nahezu intime, private Beziehungen. Mit manchen bin ich ein Leben lang befreundet. Die Künstler brauchen einen Sparringpartner, mit dem sie sich fetzen können. Das sind tolle Typen, und da muss man schon das nötige intellektuelle Gerüst und auch das Selbstbewusstsein haben, damit sie einen akzeptieren. Ich sehe so ziemlich alle Ausstellungen, in denen meine Künstler vertreten sind. Jedes Bild sieht in einem anderen Kontext anders aus. Da kriegt man einen ganz anderen Blick auf die Dinge. Ich bin immer nur mit der Kunst befasst. Das ist mein Leben!

Was raten Sie jungen Galeristen?

Man muss einige Zeit durchhalten. Das Pflaster ist hart. Was man alles braucht ... das kostet alles einen Haufen Geld. Früher hab ich die Bilder aufs VW-Dach geschnallt und bin damit nach Hamburg gefahren. Da ist heute undenkbar. Heute muss ja alles edelst verpackt sein. Was das kostet! Aus dem ganzen Holz kann man woanders eine ganze Hütte bauen. Als Galerist muss man die Konkurrenz aushalten, den Neid, die Intrigen. Es gibt immer wieder auch Dinge, die nicht so lustig sind, das muss man ehrlich zugeben.

Und was würden Sie heute anders machen?

Ach Gott. Hm. Vielleicht wirtschaftlicher mit Geld umgehen. Davon hatte ich keine Ahnung. Ach was! Es ist, wie es ist. Nein, ich würde nichts anders machen. Ich hätte nichts besser gemacht. Ich habe mir aus dem Nichts etwas aufgebaut, und da bin ich stolz drauf. ||

INTERVIEW: CHRISTIANE PFAU

RAIMUND GIRKE. WEISS GRENZENLOS. HÖHEPUNKTE AUS DEN 1960ER JAHREN. || ROBERT VOITH. NEUE ARBEITEN

Walter Storms Galerie | Schellingstr. 48 | Di-Fr 11-18 Uhr, Sa 11-16 Uhr | www.storms-galerie.de

Die Trophäen der Verlierer

Eine Ausstellung von Diamond Stingily im Kunstverein entlarvt den auf Leistung und Erfolg fixierten »American Dream«.

QUIRIN BRUNNMEIER

»THROUGH ALL THE MADNESS THIS IS ALL YOU GONE GET« – »Nach dem ganzen Wahnsinn ist dies alles, was du erhalten wirst« steht auf der Plakette einer der kleinen goldenen Trophäen, die im ersten Stock des Kunstvereins platziert sind. Die Statue, in billigem Gold lackiert, zeigt einen Sportler, der American Football spielt, dynamisch und heroisch. Angesichts der lakonischen Beschriftung und der schieren Menge der ausgestellten Pokale entfaltet die mickrige Figur jedoch nichts Heldenhaftes mehr, sie wirkt verloren, melancholisch, gar traurig. Über 700 goldene Figuren reihen sich im ersten Stock des Kunstvereins, sie füllen dunkelbraune Archivregale, die den gesamten Raum einnehmen. Die Trophäen sind Pokale, die für die Teilnahme an Sportwettbewerben verliehen werden, einige sind größer und erinnern an offizielle Siegerehrungen. Für ihre Arbeit »In the middle but in the corner of 176th Place« (2019) hat die Künstlerin Diamond Stingily die Plaketten der Statuen, auf denen üblicherweise die jeweilige Sportart und der erreichte Platz im Wettbewerb verzeichnet sind, durch poetische Textfragmente ersetzt. Mit einfachen Worten, teilweise im Slang der amerikanischen Unterschichten, gelingt es der Künstlerin, die Obsessionen einer Gesellschaft, die auf Gewinn, Leistung und die Aussicht auf einen vermeintlichen sozialen Aufstieg getrimmt ist, zu kondensieren und gleichzeitig zu untergraben.

In »Wall Sits«, so der Titel ihrer ersten institutionellen Einzelausstellung in Europa, seziiert die amerikanische Künstlerin Diamond Stingily die sozialen Gefüge ihres Heimatlandes. Aus einer biografischen Perspektive stellt sie strukturelle Ungleichgewichte in den Fokus. Die 1990 geborene Stingily arbeitet in ihrer künstlerischen Praxis disziplinübergreifend, sie nutzt Text, Video und skulpturale Strategien gleichermaßen. Ausgehend von alltäglichen, gefundenen Objekten nähert sie sich komplexen gesellschaftlichen Themen. Stingily, die in Vororten von Chicago mit überwiegend afro-amerikanischer Bevölkerung aufwuchs, analysiert in ihren subtilen, minimalistischen Installationen die Strukturen einer kapitalistischen Gesellschaft. Druck, Angst und rohe Gewalt stehen einer fast naiven Hoffnung gegenüber, durch Leistung und Willen einen vermeintlichen sozialen Aufstieg erreichen



Installationsansicht (Detail) von Diamond Stingily: »In the Middle but in the Corner of 176th place« | 2019 | Kunstverein München | © courtesy die Künstlerin / Queer Thoughts, New York | Foto: Margarita Platis

zu können. Diamond Stingilys Ansatz ist dabei durchaus biografisch, sie vermengt persönliche Erinnerung und gesellschaftliche Tatsachen, die sie in Bezug zu großen sozialen und ökonomischen Fragen stellt. Stingilys Arbeit reflektiert unterschiedliche Themen wie Identität und Weiblichkeit, Erinnerung und Kindheit, Ikonographie, Überwachung und Paranoia. Dabei ist ihre Arbeit durch ihre Erfahrungen als junge, schwarze Frau in einer Leistungsgesellschaft geprägt, in der systemische Rassenungerechtigkeit immer noch brutal zutage tritt. Sportlicher Wettkampf und der ökonomische Druck einer zutiefst kompetitiven Gesellschaft spiegeln einander. Der Titel »Wall Sits« bezieht sich auf eine Übung im Ausdauertraining, bei der man sich mit abgewinkelten Beinen an eine Wand presst, quasi frei in der Luft sitzend: zum Muskelaufbau oder als Strafbüßung.

Abgegriffene Baseballschläger lehnen an abgenutzten Haustüren, die mit Schlössern und Gittern gesichert, frei im Ausstellungsraum platziert sind und so keine Häuser mehr vor Eindringlingen beschützen können. Ein Baseballschläger ist gleichermaßen ein harmloses Sportgerät und eine brutale Waffe. Diamond Stingilys Arbeit »Entryways« (2019) besteht aus fünf Eingangstüren, die, durch Stangen gehalten, von der Wand abstehen. Die angelehnten Holzschläger evozieren ein Gefühl von Bedrohung und Angst. Tatsächlich verweisen die Objekte auf Kindheitserinnerungen der Künstlerin, ihre Großmutter hatte stets einen Baseballschläger an der Eingangstüre stehen, um sich gegen etwaige Einbrecher verteidigen zu können. »Ich denke, Gewalt ist für viele Menschen ein Teil des Alltags – gewaltfrei zu leben, halte ich für eine sehr privilegierte Sache«, sagt Stingily. Die großmütterliche Eingangstür wird so zur Trennung und Schleuse zwischen Sphären der Geborgenheit und einer brutalen Außenwelt, in welcher der – weibliche – Körper stets bedroht scheint.

»Wall Sits« ist die erste Ausstellung, die von der neuen Direktorin des Kunstvereins Maurin Dietrich kuratiert wurde. Für sie sind Ausstellungen Chancen, über neue Blickwinkel und Perspektiven andere Narrative zu bilden. Das Ziel sei es, Künstlern einen Rahmen zu geben, die bis jetzt noch nicht sichtbar waren. In dieser Ausstellung wirft die Künstlerin Diamond Stingily einen kühlen, aber dennoch liebevollen Blick auf eine Gesellschaft, die in vielerlei Hinsicht von Brutalität, Ungerechtigkeit und Druck geprägt ist. Subtil und poetisch begegnet sie der Härte, die die zeitgenössische amerikanische Gesellschaft besonders den sozial Schwachen gegenüber zeigt. ||

DIAMOND STINGILY. WALL SITS

Kunstverein München | Galeriestr. 4

bis 17. November | Di-So 12-18 Uhr, Do bis 21 Uhr

www.kunstverein-muenchen.de

Anzeige

INITIATIVE MÜNCHNER GALERIEN ZEITGENÖSSISCHER KUNST

8.-9. 11. 2019
PLATEAU münchen

Galerien im Kulturherbst
www.plateau-muenchen.de

9.11. Talk & Get-together
mit Dr. Anke Hoffsten & Juliane Bischoff

Kunst als Resonanzraum für Erinnerung.
Ein Werkstattbericht zur Ausstellung
„Tell me about yesterday tomorrow“

19 Uhr | Bayerischer Hof, Dachgarten Lounge
(Anmeldung: info@muenchner-galerien.de)

NS-Dokumentationszentrum München
Munich Documentation Centre for the History of National Socialism

Unser Programm wird gefördert von der
Landeshauptstadt München
Kulturreferat

BAYERISCHER HOF

PARNASS

Entgrenzung des Raums

Die ERES-Stiftung widmet sich der Mondraumpfart: ihrer Technologie wie der künstlerischen Reflexion und der »Space«-Ästhetik der zeitgenössischen Kultur.



Peter Kogler:
»Ohne Titel« | 2019
Digitaldruck | © the artist
Foto: Thomas Dashuber



Ausstellungsansicht »ZERO GRAVITY« | Rauminstallation von Peter Kogler:
»Ohne Titel« | 2019 | Digitaldruck auf Spiegelfolie | © the artist | Foto: Thomas Dashuber

CHRISTINA HABERLIK

Plötzlich war der Mond, den die Raumforschung fast vergessen zu haben schien, im vergangenen Juli wieder in aller Munde. Der Grund: Das 50-jährige Jubiläum der »Apollo 11«-Mission. »We choose to go to the moon in this decade ... because that goal will serve to organize and measure the best of our energies and skills ...«, so stachelte Präsident John F. Kennedy 1961 in seiner berühmten Rede den Ehrgeiz der Amerikaner an, das Wettrennen und -rüsten um die Mondlandung zu Zeiten des Kalten Krieges zu gewinnen. Das Prestige-Projekt lenkte denn auch perfekt von Rassenunruhen und später vom Vietnamkrieg ab. Was für ein Irrsinn, was für eine unglaubliche Vision! Die Amerikaner konnten nicht zulassen, dass ihnen die Russen in der Raumfahrt weit überlegen waren und bereits 1957 mit dem Sputnik den ersten Satelliten ins Weltall befördert und vier Jahre später mit Juri Gagarin den ersten Kosmonauten in die Erdumlaufbahn geschickt hatten. Es ging schlicht um einen Wettlauf zwischen den Machtblöcken Ost und West. 1969 war es tatsächlich geschafft, die größte technologische Leistung der Nation.

Als am 21.7.1969 Neill Armstrong und Buzz Aldrin den Mond betraten, war es das Medienereignis schlechthin: 600 Millionen Zuschauer weltweit harrten vor den TV-Gerä-

ten aus. Fortan war der Mond amerikanisch. Nach fünf weiteren Mondspaziergängen bis 1972 kam das Interesse am Erdtrabanten fast vollständig zum Erliegen. Seit dem Ende des Kalten Krieges arbeiten Ost und West bei den ISS-Expeditionen gemeinsam an der Erforschung des Weltalls. Es gilt weitere offene Fragen zur Beschaffenheit des Mondes zu beantworten, zum Beispiel wird mit Modulen aus gesintertem Mondstaub experimentiert, die zu Behausungen auf dem Mond zusammengesetzt werden könnten – als Zwischenstation für Flüge zum Mars.

Diese Module sind eines von 85 Exponaten in der aktuellen Ausstellung der Eres-Stiftung »Zero Gravity«, in der es, dem Stiftungszweck entsprechend, darum geht, die beiden konträren Welten Technologie und Kunst zu »versöhnen«, wie Kuratorin Sabine Adler, Leiterin der Stiftung, es ausdrückt. Entgegen der bisherigen Ausstellungspraxis wurden hier kaum zeitgenössische Künstler beauftragt, Werke zum Thema Mondlandung zu schaffen, sondern das Ereignis und die Raumfahrt sind Gegenstand und Zentrum der Ausstellung. Der Spirit, der Fortschrittsglaube der 60er Jahre und deren Zukunftsoptimismus werden zusammen mit dokumentarischen Zeugnissen, originalen Raumfahrtobjekten und mit



Thomas Bayrle: »Großer Mantel, 1968 / 02« | Siebdruck auf Kunststoff, Kleiderbügel | Courtesy the artist / Galerie Johann Widauer, Innsbruck | © the artist, VG Bild-Kunst, Bonn | Foto: Thomas Dashuber

Kunstwerken von den 60ern bis heute zu einem Zeitbild geflochten.

Den optischen Rahmen bildet eine heterotope Rauminstallation des Medienkünstlers Peter Kogler, der alle Räume mit einem rasterförmigen Digitaldruck auf Spiegelfolie ausgekleidet hat. Schlecht für schwindelanfällige Besucher – aber ein hervorragendes Ambiente als Versinnbildlichung der Entgrenzung des Raums. Vor dem Eingang an der Römerstraße prangt in großen Neonlettern das Wort »ASTRONAUT«, eine Arbeit von Hans Schabus, die 2003 schon in der Wiener Secession zu sehen war. Unterschiedliche Themenräume sind der Kunst, Mode, Architektur oder Zeitdokumenten gewidmet. Highlight ist ein mittig positioniertes Demonstrationsmodell des Raumzugs von Neill Armstrong, den das Technikmuseum Speyer neben anderen Originalen zur Verfügung gestellt hat: ein Reifen der Mondfähre etwa, der aus Klaviersaiten gefertigt ist, weil kein anderes Material den extremen Temperaturschwankungen zwischen -160 und +130 Grad standhalten könnte. »Silver Clouds« von Andy Warhol schweben durch den Raum, CoopHimmelb(l)au hat eines ihrer ersten Architekturmodelle, einer Wolke ähnlich, zur Verfügung gestellt. Buckminster Fuller mit seiner geodätischen Kuppel »Biosphere« darf auch nicht fehlen, als Beispiel eines Habitats auf einem fernen Planeten. Im Raum für Populärkultur hängt ein riesiger Plastikmantel von Thomas Bayrle – als eines der Beispiele, wie radikal sich der Blick darauf, was Kunst sein könnte, erweitert hat. Roger Vadims »Barbarella« mit Jane Fonda flimmert an der Wand und auf einem »Schneewittchensarg« aus dem Hause Braun können thematisch passende Vinylscheiben abgespielt werden von »Dark Side of the Moon« bis »Space Oddity« oder vielleicht auch Gus Backus mit seinem Lied vom Mann im Mond, der es jetzt (seit der Landung der ersten Sonde) so schwer hat, weil man ihm keine Ruhe mehr lässt. Dem slowakischen Künstler und Weltraum-Sammler Stano Filko ist ein eigenes Kabinett gewidmet.

Beim Space Race zog, wie erwähnt, die Sowjetunion den Kürzeren. So auch hier: Lediglich eine Wand mit Sondermarken und

Postkarten zeugt von den zahlreichen russischen Erfolgen im All und davon, dass sie in diesem Rennen lange die Nase vorn hatte. So lange, bis die NASA mit Werner von Braun und der »Saturn V« durchstartete. Der Raketenpionier, zuvor Entwickler der A4/V2 im Nationalsozialismus, repräsentiert zugleich die todbringende Dimension dieser Technologie. Lediglich ein Splitter eines Zahnrads dieser »Wunderwaffe« ist in der Ausstellung etwas verschämt versteckt. Der schöne Katalog (240 Seiten, 10 Euro) gibt nochmals Zugang zu den Exponaten und ein Rahmenprogramm mit wissenschaftlichen Vorträgen vertieft die Thematik und vermittelt auch den aktuellen Stand der Weltraumforschung.

Wer jetzt mondsüchtig geworden ist, kann im Salzburger Museum der Moderne im Mönchsberg in der Ausstellung »Fly Me to the Moon«. 50 Jahre Mondlandung« (bis 3. November) die Auseinandersetzung mit Schwerelosigkeit, Mond-Eroberung und dem Blick von außen auf unseren fragilen Planeten fortsetzen. Seit 1972 hat kein Mensch mehr den Mond betreten – wir sollten an der Rückkehr zu ihm arbeiten, heißt es nun allort. Braucht die Menschheit Erkenntnisse für ihr Fortbestehen, die sie auf dem Mond zu finden hofft? Oder haben wir hier auf Erden vielleicht wichtigere Probleme zu lösen? ||

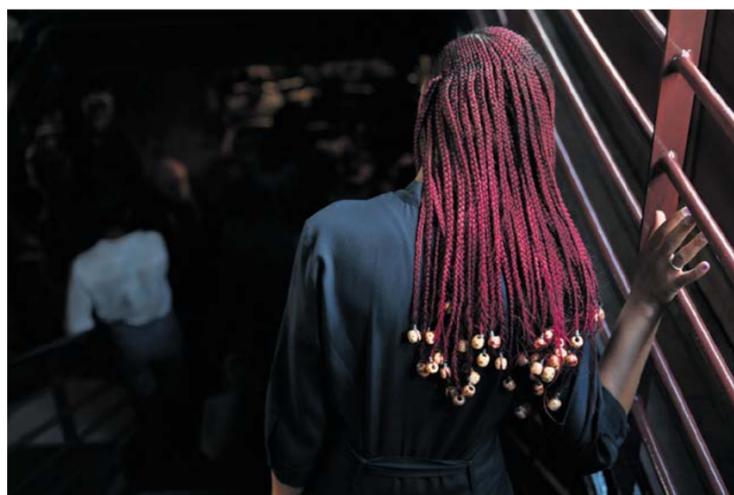
ZERO GRAVITY.
APOLLO 11 AND THE NEW NOTION OF SPACE
ERES-Stiftung | Römerstr. 15
bis 30. November | Di/Mi/Sa 11–17 Uhr
(u. nach Vereinb.: 089 38879079) | Eintritt frei
Vorträge: Heidemarie Stefanyshyn-Piper: »My Story: Als Astronautin im Außenbordeinsatz«, **18.10.**; Wolf D. Prix, COOP HIMMELB(L)AU: »Das Himmelblaue Experiment«; **25.10.**, Ulrich Walter (Raumfahrttechnik TUM), **15.1.2020**; jew. 19 Uhr, Anmeldung: mail@eres-stiftung.de
Space-Symposium mit Astronaut Ulf Merbold, Space Consult Gerhard Daum und Künstlern (im Gobelin-Saal der Kunstakademie, Akademiestr. 2), **27.11.**, 19 Uhr, Gratis-Karten erhältlich in der Ausstellung | www.eres-stiftung.de

Anzeigen

FOTODOKS

VIS-À-VIS

MÜNCHEN



AUSSTELLUNG — 24 NOV

FOTOGRAFIE: CAROLINA ARANTES

FESTIVAL

16–20 OKT

2019

GLEB SKUBACHEVSKY LUBA IVANOVA VIKTORIA SCHUMSKAYA

GALERIE KAMPL

15-18
NOVEMBER 2019

OPENING
18:00
BUTTERMELCHERSTR 15 80496 MÜNCHEN

Exhibition
Artist Collaboration

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnung mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

STEREO

Bayerische Akademie der Schönen Künste
Max-Joseph-Platz 3 | bis 25. Oktober
Mo-Fr 11-16 Uhr | www.badsk.de



Installationsansicht »Stereo«, Katharina Gaenssler und Brigitte Schwacke | Bayerische Akademie der Schönen Künste 2019 | © Tom Fahrmann

Langsam spricht sich herum, dass Kunst auch weiblich ist. Diese Erkenntnis scheint auch in altherwürdigen Institutionen wie der Bayerischen Akademie der Schönen Künste angekommen zu sein, die offensichtlich den Wandel vom »Altherrenverein« zu einer zeitgemäßen und gendergerechten Vereinigung angetreten hat. Seit ihrer Gründung im Jahr 1948 kümmern sich verdiente – männliche – Persönlichkeiten aus den Sparten Bildende Kunst, Literatur, Musik, Darstellende Kunst, Film- und Medienkunst mit vielfältigen Veranstaltungen um die Beobachtung und Förderung der Künste. Die Mitglieder werden nach Vorschlägen von den bestellten ordentlichen Mitgliedern mit Zweidrittelmehrheit gewählt. Diese Ehre war bislang nur wenigen Frauen vergönnt. In der Sparte Bildende Kunst kommen auf 59 Männer sage und schreibe sieben Frauen. In den anderen Sparten sieht es nicht viel besser aus. Doch die Wende ist sichtlich eingeläutet: Nicht nur, dass unter den 16 Neumitgliedern im Jahre 2019 sechs Frauen sind, die aktuelle Ausstellung in den repräsentativen Räumen der Akademie ist den beiden namhaften Münchner Künstlerinnen Brigitte Schwacke und Katharina Gaenssler gewidmet, die 2017 als Mitglieder aufgenommen wurden.

»Stereo«, so lautet der Titel des Zwiegesprächs zwischen den beiden in Arbeitsweise und Methode so unterschiedlichen Künstlerinnen. Auch wenn der »Lautstärkepegel« der umfangreichen kaleidoskopischen Foto-

collagen von Katharina Gaenssler (*1974) deutlich höher liegt als der der subtilen Drahtverknüpfungen und Papierarbeiten von Brigitte Schwacke (*1959), entsteht ein stimmiger »Schalleindruck«. Dies umso mehr, als zwei der vier Ausstellungsräume von jeweils einer Künstlerin alleine bespielt werden, so dass sich jedes Werk in seiner Gestimmtheit offenbaren kann: So entfaltet die kosmisch anmutende Installation aus schwebenden Drahtkörpern von Brigitte Schwacke im goldfarbenen Raum ihre ganz eigene Wirkung als plastische Raumzeichnungen – den störenden Kronleuchter gilt es gedanklich auszublenden. Von dort aus richtet sich der Blick über ein Absperrband in den angrenzenden Mitgliederraum und seine hausinterne Installation aus Möbeln mehrerer Stilepochen von Klezseoriginalen bis hin zum Ledersofa aus dem Führerbau. Eingefasst ist das erstaunliche Equipment von einer poppig himbeerfarbenen Wandtapete von Katharina Gaenssler, die aus einem Rapport von Details einer Fotografie des zerbombten Blumensaals der Residenz besteht. Man könnte sich den Verbleib dieser raumfüllenden Wandbespannung durchaus vorstellen.

Gaenssler hat sich mit der fotografischen Dokumentation von Innenräumen einen Namen gemacht, die sie Detail für Detail aus unterschiedlichen Blickwinkeln durchfotografiert, um sie anschließend in tausenden von Einzelbildern zu kubistisch anmutenden Wandtapeten wieder zusammenzufügen. In der Bilderflut der Detailaufnahmen lösen sich die Ansichten kaleidoskopisch auf und lassen etwas völlig Neues entstehen: ephemere Collagen eines komplexen künstlerischen Prozesses, der vom ursprünglichen Abbild über dessen Dekonstruktion bis zu deren Abstrahierung reicht. Das aus 10177 Fotos bestehende Leporello zu der Installation »Bauhaus Staircase« sowie die 48 Buchbände mit den Fotografien aus dem Künstlerhaus von Hanne Darboven im Hauptsaal der Ausstellung sind von den DIN-A4-großen Häkelstücken von Brigitte Schwacke umgeben: Zahlreiche Mitmenschen haben sie auf ihre Bitte hin aus Draht gefertigt – ein mühseliges Tun, dessen Ergebnis wie ein grafologisches Zeugnis Auskunft gibt über die Verfasstheit seiner Urheber. Auch Schwackes jüngste Arbeit gilt ihren Mitmenschen: Deren Biografien sind in den digitalen Binärcode transformiert und als Zeichenfolge auf Büttenspänpapier übertragen. Im Block gehängt ergibt sich ein Tableau aus minimalistisch anmutenden Strukturbildern. Dem gegenüber ist die Transformation der Bauhaustreppe in Form eines digital gewebten Teppichs von Katharina Gaenssler zu sehen.

ERIKA WÄCKER-BABNIK

DING YI

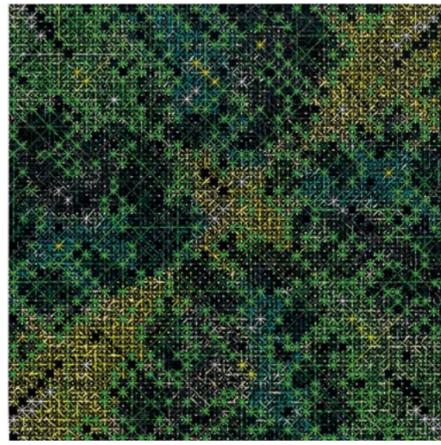
RIM LIGHT

Galerie Rüdiger Schöttle | Amalienstr. 41
bis 6. November | Di-Fr 11-18 Uhr,
Sa 12-16 Uhr | www.galerie-schoettle.de

Ding Yi ist einer der ersten abstrakten Maler in China, der Anfang der 80er Jahre brach mit traditioneller Malerei und der Doktrin des sozialistischen Realismus – und Kunst neu definierte. Der deshalb in China nicht ausstellen konnte und erst 1993 im Westen bekannt wurde, als er auf der Biennale von Venedig und in der Ausstellung »China Avant-Garde« im Berliner Haus der Kulturen der Welt zu sehen war.

Seit 30 Jahren widmet sich Ding Yi ausschließlich und konsequent einer Form: dem Kreuz, in serieller Anordnung. Ein einfaches Zeichen, das hier nicht für einen Inhalt steht; zwei Kreuze übereinandergelegt ergeben die geometrische Form eines Sterns – und das optische Flirren verstärkt sich, wenn unzählbare Zeichen nebeneinander verkettet sind.

Er beginnt links oben auf der Leinwand, erzählte Ding Yi bei der Ausstellungseröffnung in der Galerie Rüdiger Schöttle. Die Farben der Striche variieren, Cluster entwickeln



Ding Yi »Appearance of Crosses 2019-17«
Mischtechnik auf Lindenholz | 120 x 120 cm | © Ding Yi,
Courtesy of the artist and ShanghART Gallery

sich: ein sehr rationales und zugleich kontemplatives Verfahren. Und ein langer intensiver Arbeitsprozess, bis der Kosmos des Bildes jeweils vollendet ist. Dessen viele Malschichten und grafische Überlagerungen sich, ganz aus der Nähe und en détail betrachtet, teilweise nachvollziehen lassen, bis man wieder zurücktritt und aus der Entfernung die Geometrien der Kreuze und Gitter sich in Lichterscheinungen verwandeln. Punkte und länger verfolgte Linien rhythmisieren zusätzlich die »Erscheinung von Kreuzen«, wie der Künstler aus Shanghai alle seine Bilder betitelt. In seinen Arbeiten auf Lindenholz graviert er Formen heraus, die die Schichtungen akzentuieren, auch teils wieder mit Farbe überzogen sind. »Die Eingrabungen steigern die Energie des Werks«, so Ding Yi, »ich habe dieses Verfahren auf Holz anlässlich einer großen Museumsausstellung 2015 entwickelt, um den massiven Betonwänden etwas entgegenzusetzen.« Im Zeitalter digitaler Bildbearbeitung lassen sich auch so, mit Pinsel und Zeichenstift, mit Lineal und Klebeband und Messer, Bildräume öffnen.

THOMAS BETZ

SUN MU

LOOK AT US

Kunstraum München | Holzstraße 10 Rgb.
bis 20. Oktober | Mi-So 14-19 Uhr
www.kunstraum-muenchen.de

Propaganda-Maler hätte das junge Zeichentalent werden sollen, so hatten das die nordkoreanischen Behörden geplant. Daher begann Sun Mu, der aktuell im Kunstraum München ausstellt, Ende der 90er Jahre eine Ausbildung dazu. »Ich habe meterhohe Personen in heroischen Posen produziert und mit militanten Slogans untermalt«, erinnert sich der Künstler. Doch das Leben hatte andere Pläne. Und so wurde aus ihm, der an den Kommunismus nordkoreanischer Prägung glaubte, ein Dissident, der zwei Dinge propagiert: Freiheit und Frieden. Nicht ohne Grund nennt er sich Sun Mu, das bedeutet »grenzenlos«.

Sun Mus wichtigstes Ausdrucksmittel neben der Malerei sind Tonpapiercollagen in kräftigen Farben, die an Pop Art erinnern – und an Propaganda. Der Künstler nutzt die erlernten Mittel, um seinen Lebenstraum abzubilden, ein friedliches, wiedervereinigtes Korea. Viele seiner Darstellungen sind Grenzüberschreitungen, wie die Kraniche, die ungehindert von Süd nach Nord fliegen, oder er selbst, auf einem Stacheldrahtzaun schaukelnd und Gitarre spielend.

Zum Andersdenkenden wurde Sun Mu erst nach seiner Flucht aus Nordkorea nach China, wohin er als illegaler Arbeitsmigrant gegangen war. Eine poetisch zauberhafte Nachtszene erzählt von dieser Flucht. Die Collage zeigt Sun Mu, wie er an der grünen Grenze heimlich den Tumen-Fluss durchschwimmt. In China angekommen, schlug sich der junge Mann rund drei Jahre mit Schwarzarbeit durch, entrindete Bäume und erntete Tabak – und bekam mit, wie unverblümt Chinesen ihre Politiker kritisierten. »Ich hatte mir vorher gar nicht vorstellen können, dass jemand so etwas sagt«, sagt der Künstler. Dieses Tor zur Gedankenfreiheit

wieder zu verschließen – unmöglich. Ebenso wenig kam in Frage, in China ewig der illegale Migrant zu bleiben. So schlug sich Sun Mu Anfang der 2000er Jahre weiter über Laos und Thailand durch, bis er nach Südkorea kam, wo er Asyl erhielt und an der renommierten Hongik-Hochschule in Seoul seinen Abschluss in Bildender Kunst machte.

Auf ein einfaches »Der Süden ist gut, der Norden ist böse« lässt sich Sun Mu nicht ein. Kritisch blickt er auch auf seine Wahlheimat Südkorea. Das Land bietet mit seiner Geschichte der jahrzehntelangen, gewaltsamen Unterdrückung der politischen Opposition ebenfalls Material. Auch spießt Sun Mu in seinen Bildern manche Parallelität zwischen Nord und Süd auf. »Als ich in Seoul ankam, staunte ich über die überdimensionalen Kreuze, die hier von evangelikalen Christengemeinden aufgestellt werden«, beschreibt er. »Sie erinnerten mich an die Feuerstellen mit kommunistischen Botschaften in Nordkorea.«

Einmal wurde es ganz brenzlich für Sun Mu, am 27. Juli 2014, dem Jahrestag des Waffenstillstandes zwischen Nord- und Südkorea. Da hätte in Peking eine Ausstellung seiner Werke eröffnet werden sollen. Doch chinesische Polizeibeamte stürmten ins Museum, rissen Ankündigungsplakate ab, sackten alle Kataloge ein, hängten seine Arbeiten ab, schickten die Besucher weg. »Ich war damals schon sicherheitshalber im Hotel geblieben«, sagt Sun Mu. »Freunde haben mir später berichtet, es seien auch Leute des nordkoreanischen Geheimdienstes dabei gewesen. Ich weiß nicht, was die mit mir gemacht hätten.«

Sun Mu ist ein schneller Arbeiter. Mit der Schere »zeichnet« er seine Figuren und Formen direkt »in die Farbe« oder reißt das Papier mit den Händen in die gewünschte Form. Dabei finden Positiv- wie Negativformen Verwendung, also sowohl die ausgeschnittene Figur als auch deren Papierreste. Auf andersfarbiges Papier aufgeklebt, lassen diese aufs Neue Konturen und Gestalten hervortreten. So findet zwischen Grund und Figur ein ständiger Austausch statt, der vom Betrachter eine aktive Rolle einfordert, denn dessen Blick springt zwischen Vorder- und Hintergrund hin und her.

Viele Arbeiten Sun Mus strahlen etwas Sehnsuchtsvolles aus. Der »Grenzenlose« ist eben auch ein Heimatloser. Eine Collage zeigt ihn, wie er und seine alte Mutter einander entgegenlaufen, traumhaft leicht auf einer Wolke,



Sun Mu: »Der Mond geht auf« | 2019 |
Papier, 35 x 50 cm | © Sun Mu

die sich vor einen Vollmond schiebt. Noch zwei Schritte, und die beiden werden sich umarmen, scheint es. So märchenhaft diese Arbeit wirkt, gerade das Unwirkliche in ihr betont auch das Unrealistische. Denn ob sich Mutter und Sohn, die sich seit rund 20 Jahren nicht mehr gesehen haben, je wieder begegnen dürfen, liegt in den Händen eines Diktators. Sun Mu konnte die vergangenen Monate als Gastkünstler, unterstützt vom Münchner Kulturreferat, in einem der Domagk-Ateliers arbeiten. Was ihm in Deutschland aufgefallen ist, beschreibt er so: »In Südkorea sind die Menschen, die einander nicht kennen, eher reserviert. Hier hingegen plaudern die Leute mehr miteinander, ich staune immer, was die sich alles zu sagen haben.«

MARGARETE MOULIN

FAIRNESS, NACHHALTIGKEIT, BASISDEMOKRATIE

GEMEINWOHL
ÖKONOMIE Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3 · 82346 Andechs
Telefon 08157/99759-0
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de

Museumsstücke für zu Hause

Die internationale Kunstmesse »Highlights« bietet Glanzstücke und Meisterwerke.

THOMAS BETZ

Genug ist nicht genug, so könnte das Motto im Münchner Kunstherbst lauten. Seit über 30 Jahren öffnen die hiesigen Galerien zeitgenössischer Kunst beim Open-Art-Wochenende Mitte September gleichzeitig ihre Türen: dieses Jahr 64 Ausstellungen mit fast hundert Künstlern. Hinzu kamen noch die Exhibitions und Events der Initiative »Various Others«, wo Münchner Galerien, Institutionen und Off-Spaces mit internationalen Partnern kooperieren. Künstler, Kuratoren, Sammler und Kunstfreunde von außerhalb sollen bitte das Münchner Leuchten genauer in Augenschein nehmen. Hier in Dialog treten – und sich nicht nur auf den weltweiten Messen flüchtig begegnen, so Ingrid Lohhaus von der Galerie Rüdiger Schöttle.

Auf internationale Ausstrahlung setzt auch die »Highlights«, eine Münchner Kunstmesse von höchstem Rang, die heuer ihr Zehnjähriges feiert und ihre Schätze standesgemäß in der Residenz präsentiert. Im Kaiserhof hat Tom Postma, der führende Kunstmessendesigner, eine Leichtbauhalle gestaltet, die den Besucher einstimmen und überraschen will, Räume für die 51 Aussteller und Konzentration für die Kunst schafft – und eine Bar in den Mittelpunkt stellt. Neben der glanzvollen Eröffnung gibt es ein Charity-Dinner, aber auch ein Vortragsprogramm. Rolls-Royce, einer der Sponsoren, präsentiert sich als Design-Unternehmen und lädt in seine Lounge.

Messeleiterin Juana Schwan bemüht sich um ein jüngeres Sammlerpublikum. Erweitert hat sich dabei auch das Zeitfenster der angebotenen »Antiquitäten« auf Kunst nach 1945, ein wachsendes Marktsegment. Neben den langjährig vertretenen Hochkarätären der Branche – von Alter Kunst bis zu Klassikern der Moderne und nun bis in die Gegenwart, von historischem Porzellan, Möbel- und Goldschmiedekunst bis zu modernem Design – ist der Münchner Galerist Walter Storms (siehe Seite 27) dieses Jahr erstmals dabei, mit seinen Hausheiligen Günther Fruhtrunk und Sean Scully. Auch vielversprechende junge und ganz junge Galerien sind mit von der Partie. Behning und Niehues aus Düsseldorf zeigt eine fragile Gold- und Kupferskulptur von Gerhard Haese, entstanden 1986.

Kaufkräftige Besucher, die sich in ein Stück verliebt haben, können auf doppelte Expertise vertrauen, auf die der Kunsthändler und die Begutachtung jedes Objekts durch externe

Experten. Nicht-Käufer sollten sich von den 25 Euro Eintritt nicht abschrecken lassen, denn die »Highlights« bietet gleichsam einen Museumsbesuch, eine Entdeckungstour durch die Kunstgeschichte vieler Genres, die sich auch anreisende Connaissure und Museumsleute nicht entgehen lassen. Zu den Meisterwerken zählen beispielsweise »Die Zahlung des Zehnten oder der Dorfrichter« von Pieter Breughel



Ein Kommentar zum »Salome«-Fieber auf den Bühnen und bei den Malerkollegen – Gabriel von Max: »Salome« | um 1906 | Öl auf Lwd., 45,5 x 60, 5 cm © Kunkel Fine Art

dem Jüngeren aus den Altmeister-Schätzen der Genfer Galerie De Jonckheere oder die von Langeloh Porcelain, Spezialist für rare Porzellane, angebotene seltene Meißener-Schale (1730) aus dem Besitz August des Starken, deren Bemalung eine »Shiba Onko«-Szene zeigt, der einen ertrinkenden Spielgefährten aus dem Wasserbottich befreit.

Als Jubiläumshighlight versammelt die Sonderschau »Orangerie« besondere Spitzenstücke: eine reizende, 10 cm hohe, aus Elfenbein geschnittene Spiegelkapsel (Anfang 14. Jhd.) der Kunsthandlung Julius Böhler oder bei Antiquar Heribert Tenschert das von Conrad von Toul illuminierte Stundenbuch für die zweite Frau des Herzogs von Bedford, Jacqueline de Luxembourg (1432–1444). Renaissance-Sammelobjekte zusammengetragen hat der Münchner Wunderkammer-Spezialist Georg Laue, der zu den Mitbegründern dieser Messe gehört, ebenso wie Konrad O. Bernheimer. Beim Großmeister des Münchner Kunsthandels gibt es unter anderem ein spätbarockes Stilleben mit Violoncello, chinesischem Porzellan und Kirschen von Cristoforo Munari (1667–1720) zu sehen. Das passt nicht nur ins Musik- oder Esszimmer, sondern zu jeder Lebenslage. ||

HIGHLIGHTS

Residenz München, Eingang Hofgarten
16.–20.10. | 11–19 Uhr, Do bis 22 Uhr | 25 Euro inkl. Messemagazin, erm. Senioren/Studenten 20/10 Euro, bis 18 J. frei | Führungen: 19./20.10., 12–13 Uhr | Info zum Vortragsprogramm u. Sonderführungen Residenz: www.munichhighlights.com

Anzeige

Rita De Muynck
REFRAMING
27.9 – 17.11.19

KALLMANN-MUSEUM ISMANING

Framing
MEDIEN MACHT BILDER
27.9 – 17.11.19

MIT ARBEITEN VON
HARUN FAROCKI
FORENSIC OCEANOGRAPHY /
FORENSIC ARCHITECTURE
MONIKA HUBER
ANDREAS LANGFELD
RABIH MROUÉ
PETER PILLER
D. H. SAUR

www.kallmann-museum.de

Bezahlbare Kunst

Die ARTMUC-Messe pflegt erfolgreich die Kunst der Selbstvermarktung.

Kunst ist schön, was aber letztlich zählt, ist die Refinanzierung des Einsatzes. Das gilt für Kunstschaaffende wie für den Kunsthandel. Es ist nicht leicht und braucht viel Engagement, um Aufmerksamkeit zu schaffen und Käufer zu finden. Ein spezielles Format ist die Produzentenmesse, wo Kunstschaaffende für Präsenz und Ausstellungsfläche bezahlen und das Publikum Eintritt berappt, um eine bunte Mischung von Werken quer durch die Genres zu sehen, die Produzenten kennenzulernen – und vielleicht etwas zu kaufen.

Der Einsatz von Raiko Schwalbe jedenfalls war nicht vergebens: Die von ihm gegründete ARTMUC-Messe startete 2014 auf der Praterinsel mit 5000 Besuchern – und hat sich etabliert. Sie findet mittlerweile zweimal pro Jahr statt, erweitert um eine zweite Location, das Isarforum, um mehr zeigen zu können. Eine Expertenjury hat das Angebot verfeinert. Der Publikumszuspruch hat sich vervielfacht, die Verkäufe hoffentlich auch. Neben den Künstlern und Künstlerinnen, die (noch) nicht von Galerien vertreten werden – so das Grundmodell –, nehmen auch immer mehr Galerien, Kunstvermittler, Initiativen und Plattformen teil.

Einerseits ist die ARTMUC ein Event und ein Marktplatz, »eine Entdecker-Messe und Verkaufs-Plattform für zeitgenössische Kunst, die man sich auch noch leisten kann«, wie Raiko Schwalbe es nennt. Andererseits geht es bei diesem Kunstevent »vor allem um den

Kontakt zwischen den Besuchern, den Künstlerinnen und Künstlern und den Galerien selbst, den Austausch, das Netzwerken«. In »familiärer Atmosphäre«, wie Schwalbe betont. So sind neben den 140 Künstlerinnen und Künstlern (je zwei Dutzend aus München bzw. Bayern) eben auch 20 Galerien aus dem In- und Ausland präsent.

Die Curt Wills-Stiftung präsentiert junge, bereits ausgezeichnete AbsolventInnen der Münchner Kunstakademie. Und die Plattform whiteBOX widmet sich wieder dem Bereich Multimediakunst. Als Teaser-Event vorab findet bis 13. Oktober in einer Off-Location eine eigene digitale Ausstellung mit VR-, Video-, Licht- und interaktiven Installationen statt, kuratiert von Betty Mü. Eine Attraktion ist diesmal die Sonderausstellung von Mel Ramos, dazu eine exklusive Edition handsignierter Wandskulpturen des 2018 verstorbenen Pop-Künstlers. Wie schon bei der Messe im Mai gibt es einen ARTMUC-Award, bei dem zwei Glückliche an einem geförderten »Artist in Residence«-Programm in Kooperation mit Studio37 auf Gran Canaria teilnehmen können, und der oder die Dritte gewinnt vier Wochen Co-Working-Space bei Boesner in Forstinning. Verliehen wird der Preis auf der »ARTMUC Artists Night«. Da sind die Künstler ganz entspannt und ganz ohne Publikum. || tb

ARTMUC | Isarforum am Deutschen Museum + Praterinsel | 17.–20. Oktober | Vernissage: Do 19–22 Uhr; Fr/Sa 12–19 Uhr, So 12–18 Uhr | Eintritt: 13 Euro, Stud. 11 Euro, unter 16 J. frei | www.artmuc.info

Anzeige

KILL YOUR DARLINGS

BAYERISCHE STAATSOOPER

SPIELZEIT 2019–2020

Premieren Oper

Erich Wolfgang Korngold DIE TOTE STADT 18.11.19
Hans Abrahamsen THE SNOW QUEEN 21.12.19
Béla Bartók JUDITH: KONZERT FÜR ORCHESTER / HERZOG BLAUBARTS BURG 01.02.20
Giuseppe Verdi I MASNADIERI (DIE RÄUBER) 08.03.20
Marina Abramović 7 DEATHS OF MARIA CALLAS 11.04.20
Jean-Philippe Rameau CASTOR ET POLLUX 26.06.20
Giuseppe Verdi FALSTAFF 05.07.20

Premieren Ballett

Roland Petit COPPÉLIA 20.10.19
Triple Bill RATMANSKY / DAWSON / EYAL 23.05.20
À JOUR - ZEITGENÖSSISCHE CHOREOGRAPHIEN (2020) 11.07.20

Infos / Tickets
T +49.(0)89.21 85 19 20
tickets@staatsoper.de
www.staatsoper.de

Scannen Sie dieses Bild mit der ARTIVIVE App. Erhältlich im App Store und Google Play Store

Linde
Spielzeitpartner 2019/2020

So, 6.10. und Fr, 11.10. bis So, 13.10.

INSTALLATION | JOSS BACHHOFER UND JOCHEN STRODTHOFF: »GEDINGE« Nach dem Umzug ins neue Rathaus gehen Joss Bachhofer und Jochen Strodtthoff im alten Rathaus von Hausham noch einmal auf Spurensuche. Mit Bildern, Texten, Sounds und Videos bespielen sie mit ihrer Installation 22 Räume. Das Wort »Gedinge« kommt aus der Bergarbeitersprache. Es bezeichnet die Entlohnung der Bergarbeiter nach ihrer Leistung. Ob das in Büros – hier explizit Orten der Bürokratie – ebenfalls denkbar wäre? Bachhofer und Strodtthoff betrachten die Tätigkeiten in Büros als Phänomene gesellschaftlicher Zustände und untersuchen Definitionen von Arbeit und Stillstand. **Altes Rathaus Hausham | Rathausstr. 2, 83734 Hausham | 12.00–18.00 | Eintritt frei**

Di, 8.10.

MUSIK | JAZZ+: PHIL DONKIN: »MASTERFROWN« Der Bassist Phil Donkin wuchs im Jazz-Leben auf und erspielte sich in England, New York und Berlin Rang und Namen. »Masterfrown« setzt auf die Gestaltungsmöglichkeiten zwischen drei Melodieinstrumenten, ohne Harmonieinstrument. Die individuellen Timbres von Joris Roelofs (Bassklarinetten), Wanja Slavin (Saxofon) und Martin France (Schlagzeug) verschmelzen zu einer symbiotischen Einheit, die das herkömmliche Verständnis von Ensemble glatt aushebeln. | **Seidvilla | Nikolaiplatz 1 b 20.00 | www.jazz-plus.de | www.phildonkin.com**

Do, 10.10. bis So, 17.11.

VIDEOINSTALLATION | SOFIA DONA: »VOYAGEURS« Mit zwei großformatigen Projektionen setzt die Architektin und Künstlerin Sofia Dona den Augenblick, in dem tausende Tauben beim Start eines Taubenrennens im Grenzland zwischen Deutschland und Polen frei gelassen werden, in die Unterführung des Maximilians-Forums ein. Taubenrennen finden weltweit statt. In speziell ausgestatteten Lastwagen werden die Renntauben transportiert. Besondere Rassetauben haben ein ausgeprägtes Heimfinderverhalten, das ihnen ermöglicht, den Heimweg auch über lange Distanzen zurückzulegen. »Voyageurs« erzählt auf unerwartet poetische Weise von Transport, Grenzüberschreitungen, der Suche nach alternativen Routen, erzwungenen Reisen – und von Ankunft. | **Maximiliansforum | Maximilianstr. 38 | Vernissage: 10.10., 19.00 | Mo-So 12.00–18.00 | 19.10., Lange Nacht der Museen: 19.00–23.00, Kunstgespräch mit Sofia Dona und Mathieu Wellner | www.maximiliansforum.de**

Fr, 11.10. bis So, 13.10.

TANZ | MARIE NÜZEL: »ROCOCONS« »Mein Herr, ich bitte Sie um Verzeihung, ich tat es nicht mit Absicht.« Diese unbeholfene Entschuldigung half Marie Antoinette auch nicht weiter, als das Volk sich gegen die Empfehlung, Torte zu essen, mit Gewalt zur Wehr setzte. Ausgehend von Stefan Zweigs Roman über eine Frau »ohne besondere Kraft zum Guten und ohne den geringsten Willen zum Bösen« fragt Marie Nüzel zwischen Performance, Tanz und Dokumentation: Wie viel Handlungsspielraum hat der Mensch? **HochX | Entenbachstr. 37 | 20.00 | http://theater-hochx.de**

Sa, 12.10. und So, 13.10.

AUSSTELLUNG | 30 JAHRE KUNST, HANDWERK UND DESIGN IM EISERNEN HAUS Zum 30. Mal treffen sich die Modedesignerin Gaby Koch, die Schmuckgestalterin Claudia Liesegang, der Geschmeide- und Objektkünstler Helge Ott und die Lederspezialistin Claudia Denkhaus mit acht weiteren Kollegen wieder im Schlosspark, um dem Publikum die geballte Kraft der schönen Dinge aus München und dem Umland zu zeigen. Weihnachten rückt näher: Warum nicht jetzt schon, ganz entspannt, an schöne Geschenke für nette Menschen denken? | **Eisernes Haus im Schlosspark Nymphenburg | Sa 13.00–20.00, So 10.00–18.00 | www.eisernes-haus.de**

Sa, 12.10., Sa 19.10., Sa, 26.10.

LESUNGEN ETC. | 25 JAHRE LITERATUR MOTHS An jedem Samstag im Oktober gibt es von 10 bis 16 Uhr perlende Getränke und Bienenstich. Illustre Gäste feiern Regina Moths und ihre sehr spezielle Literaturhandlung, in der man gern mehr Zeit vertrödelt, als man für einen Buchkauf bräuchte, einfach weil Leib und Seele und auch das Hirn hier zusammenfinden. Am 12. 10. lesen Lyriker im Poesie-Séparée, am 19. 10. verwandelt die Schriftkünstlerin Ruth Gimpel literarische Zitate in Schriftbilder, und am 26. 10. reicht der Koch-Autor-Blogger Stevan Paul zusammen mit der Gastrosophin Daniela Gräfin von Pfeil Kostproben aus seinem aktuellen Buch »kochen«. | **Literatur Moths | Rumfordstraße 48 | Mo-Fr 10.00–19.00, Sa 10.00–16.00 | https://li-mo.com**

Sa, 12.10. und So 13.10.

MUSIK | PASINGER MADRIGALCHOR: »PEACE & LOVE« Werke von Gesualdo und Orlando di Lasso über Knut Nysted und Ola Gjeilo bis zu U2 und Robbie Williams beweisen, dass nicht Woodstock die Idee von Love, Peace und Happiness erfunden hat, sondern dass dieses Thema bereits in frühen Psalmliedern enthalten war. Wie ein roter Faden zieht sich das Thema durch die geistliche und weltliche Chorliteratur der Jahrhunderte. Seit 25 Jahren widmen sich die 45 Sängerinnen und Sänger des Pasinger Madrigalchors unter Leitung von Corinna Rösel solch berührender Vokalmusik quer durch alle Epochen und Stile und verwandeln sie in pralle Konzerterlebnisse. | **St. Markus | Gabelsbergerstr. 6 | 18.00 Tickets: www.pasinger-madrigalchor.de**

So 13.10.

FAMILIENPROGRAMM | CONCIERTO MÜNCHEN: »DIE 4 MÜNCHNER STADTMUSIKANTEN« Ein Esel macht sich auf den Weg nach – ja, nach München! Dort will er Musikanter werden. Auf seiner Reise trifft er einen Hund, eine Katze und einen Hahn. Die begleiten ihn gern, denn überall ist es besser als zu Hause. Joseph Haydn schrieb die Musik zu dieser zeitlosen Geschichte der Gebrüder Grimm. Das Diogenes Quartett unter Leitung von Carlos Domínguez-Nieto erweckt das Märchen zum Leben. | **Gasteig, Kleiner Konzertsaal | Rosenheimer Str. 5 | 11.00, 12.30 und 14.00 | Tickets: www.concierto-muenchen.de | ab 5 Jahren**

So, 13.10. | Sa, 19.10. | Fr, 25.10.

MUSIK | PIANISTENCLUB Der Pianistenclub präsentiert das Klavier in all seiner Vielfalt: Das Symposium »Symmetrie« (13. 10.) beleuchtet das Phänomen aus der Perspektive von Musik, Physik, Mathematik, Biologie und klassischem Ballett, und natürlich sinnlich als Konzert. Zum 200. Geburtstag von Clara Schumann (13. 10.) wird ihre Beziehung zu Johannes Brahms musikalisch und literarisch nachempfunden. In »Schwarz und Weiß« (19. 10.) spielen drei Klavierduos an zwei Flügeln miteinander Werke von Brahms, Dukas, Tschairowski u. a., und in der Elemente-Reihe steht am 25. 10. die Erde im Mittelpunkt. | **13.10., 11.00, Andechs, Florianstadt: »Symmetrie« | 13.10., 19.30, Gasteig, Kleiner Konzertsaal: »Clara Schumann und Johannes Brahms« | 19.10., 19.30, Hochschule für Musik und Theater, Arcisstr. 12: »Schwarz und Weiss 15« | 25.10., 19.30, Kaulbach-Villa: »Erde« | Tickets und Informationen: www.pianistenclub.de**

Di, 15.10.

MUSIK | FRAMELESS 23 Jeden Erwartungsrahmen sprengen heute Tomoko Sauvage (JP/FR), David Allred (US) und Markus Muench (DE): Tomoko Sauvage beschäftigt sich intensiv mit dem Element Wasser und benutzt dabei Unterwassermikrophone oder schmelzende Eisblöcke, um akustischen Neuraum auszuloten. Sie musiziert auf elektronisch verstärkten Porzellanschüsseln und Wassertropfen. David Allred stellt sich melancholisch der Suche nach seinem Platz in der Welt und zieht viel Erhellendes aus der Vergänglichkeit – der perfekte Start in die dunkle Jahreszeit. Markus Muench stellt erstmals in voller Länge die

raumgreifende 4-Kanal-Soundinstallation »lunar« zum Jubiläum der Mondlandung vor, bei der er das Ereignis mit Original-Aufnahmen von Gesprächen der Astronauten, Hintergrundgeräuschen, Artefakten der Übertragung und einer improvisierten Instrumentalspur akustisch verdichtet. | **MUG im Einstein Einsteinstr. 42 | 20.00 | Eintritt frei**

Di, 15.10. bis So, 20.10.

THEATER | TAT: »DER GROSSE FALL DER LADY MACBETH UND MACBETH« Bernd Seidel / TAT kombiniert Shakespeares Tragödie mit Texten von Peter Spies und der Musik von Laetitia Schwende und lässt Patrick Gabriel, Caroline Betz und Marc-Andree Bartelt in Hochform auf dem schmalen Grat aus Macht, Gier, Verzweiflung und Hass tanzen. In seiner Inszenierung legt Bernd Seidel den Fokus auf die Liebesbeziehung und den Zerfall zwischen Lady Macbeth und Macbeth – ihr Weg ist eine unausweichlich tödliche Sackgasse. | **Einstein Kultur | Einsteinstr. 42 20.00 | Tickets: tickets@einsteinkultur.de | auch am 25.10., 20.00, Kubiz, Unterhaching**

Mi, 16.10. bis So, 20.10.

FOTOFESTIVAL | FOTODOKS 2019: »VIS-À-VIS« Das Münchner Festival für Dokumentarfilm ist dieses Jahr dem Gastland Frankreich gewidmet. Fünf Tage mit Podiumsdiskussionen, Künstlergesprächen und Filmen regen zum Diskurs und zur Diskussion über den Stand aktueller Dokumentarfilm an. Das Thema »Vis-à-Vis« öffnet den Dialog und beschreibt die oft so komplexe Situation der Begegnung, zwischen Menschen, Meinungen und Perspektiven. Die Annäherung an ein Gegenüber, Auseinandersetzungen und Kämpfe auf unterschiedlichen Ebenen berühren Wertvorstellungen und Lebensentwürfe. Die fotografischen Positionen der 15 beteiligten Fotografen beleuchten ökonomische, soziale und gesellschaftspolitische Machtverhältnisse und irritieren Sehgewohnheiten. Könnte man die Dinge nicht auch ganz anders wahrnehmen? | **Lothringer 13 | Lothringer Str. 13 | Vernissage: 18.00 | Di-So 11.00–20.00 | Eintritt frei | www.fotodoks.de | Ausstellung bis 24.11.**

Mi, 16.10.

MUSIK | PIERRE-DOMINIQUE PONNELLE: »DREI« Zuerst kommen Werke von Messiaen, Lentz, Öllinger und Kaiser, dann dirigiert Pierre-Dominique Ponnelle selbst die Uraufführung seiner Komposition »Drei« für Orgel (Peter Gerhartz), E-Gitarre (Johannes Öllinger) und Schlagzeug (Leander Kaiser). Die Drei ist seit Urzeiten in vielen Kulturen der Welt ein Symbol für die Synthese. Ponnelles Komposition ist eine intensive Meditation über das, was mit der Zahl verbunden wird, ohne sich anzumaßen, ihren unendlichen Möglichkeiten gerecht zu werden. | **St. Paul St.-Pauls-Platz 11 | 19.30 | Eintritt frei**

Do, 17.10. bis Sa, 19.10.

KABARETT | TINA TEUBNER: »WENN DU MICH VERLÄSST ...« Tina Teubner sammelt Auszeichnungen wie andere Frauen Schuhe: Die studierte Geigerin und begnadete Melancholikerin mit ausgeprägter Tendenz zu humorvollen Lösungen hat 14 eigene Programme geschrieben, die alle mit einschlägigen Preisen bedacht wurden, u. a. dem Deutschen Kabarettpreis. Sie hat die Erziehung ihres Mannes erfolgreich abgeschlossen und sucht nun nach neuen Herausforderungen. Zwei Stunden Tina Teubner sind da so schön wie die erste Liebe und so wirksam wie zwei Jahre Couch. Auf diesen Satz muss man ja auch erstmal kommen: Wenn Du mich verlässt, komm ich mit. | **Lach- und Schiefgesellschaft | Ursulastr./ Ecke Haimhauserstr. 20.00, Einlass 18.30 | Tickets: www.lachundschiess.de | www.tinateubner.de**

Sa, 19.10. bis So, 27.10.

FILM | JULIA WAHREN: »SCHLUSS.TON« Wie klingt der letzte Lebensabschnitt eines Menschen? Oft verschwinden diese Klänge hinter geschlossenen Türen. Die Künstlerin Julia

Wahren verschafft der Welt des Alters Gehör. Sie trifft alte Menschen, hört zu, sammelt Erzählungen und Geräusche, Geschirrklopfen, tickende Tischtennisbälle, alte Lieder, schafft daraus die Tonspur und verdichtet sie mit assoziativer Musik des Posaunisten Christopher Varner. Die Projektionen des New Yorker Fotografen Reiner Leist sind das visuelle Pendant zum Klang. Ton und Bild erreichen die Passanten im Wortsinn »beiläufig«, bleiben als künstlerische Aussage jedoch nachhaltig im Gedächtnis haften. | **Öffentlicher Raum, Sebastiansplatz, Stadtmuseum | täglich 17.00–19.30 | Film im Loop, Dauer: 20 Min.**

Mo, 21.10. und Di, 22.10.

MUSIK | QUADRO NUEVO: »VOLKSLIED RELOADED« Seit 1996 touren die Virtuosen von Quadro Nuevo durch die Welt. Ihre Musik nährt sich von der Begegnung mit fremden Kulturen und ihren Menschen. Zurück aus der Welt, richtet Quadro Nuevo den Blick auch auf die eigene Kultur. Am Fuße der Alpen aufgewachsen, in der Welt zuhause, immer unterwegs: Seit 1996 erobert Quadro Nuevo die Metropolen, hat Melodien, Bossa Nova gefunden, auf dem Balkan geswingt, im Orient gegroovt, auf Kamelen durch die Wüste, barfuß durch die Wälder, immer weiter, immer exotischer ... Derart bereichert, wagt die Band sich an die musikalische Essenz der alten Lieder, furchtlos, beherzt und völlig unpathetisch. | **Lustspielhaus | Occamstr. 8 | 20.00, Einlass 18.00 | www.lustspielhaus.de**

Do, 24.10. bis Fr, 26.10.

LYRIK | SCHAMROCK-FESTIVAL SPEZIAL Das Schamrock-Festival der Dichterinnen spezial ist in Bamberg zu Gast. An diesem einzigen Festival für Lyrikerinnen weltweit nehmen Dichterinnen und Musikerinnen aus Bulgarien, Deutschland, England, Österreich, Somalia/USA, der Ukraine und Weißrussland teil, mit Lesungen, Performances, Podiumsgesprächen und Konzerten. Das Programm haben Augusta Laar und Nora Gomringer (Direktorin der Villa Concordia) zusammengestellt. Dabei sind u. a. Lubi Barre, Nancy Campbell, Lara Ermer, Svenja Gräfen, Barbara Hundegger, Mirela Ivanova, Irina Liebmann, Anja Utler, Volha Hapejeva mit DJ Ullad Buben, Helga Pogatschar und Kunst oder Unfall. | **ETA Hoffmann Theater E.T.A.–Hoffmann-Platz 1, 96047 Bamberg | www.villa-concordia.de**

Fr, 25.10.

MUSIK | 25 JAHRE HENSCHEL QUARTETT Sein Jubiläumskonzert feiert das Henschel Quartett natürlich nicht allein, sondern mit Freunden. Das Quartett durfte auf den Stradivarius-Instrumenten des königlich-spanischen Hofes spielen, wurde als erste europäische Formation der letzten 20 Jahre gebeten, den gesamten Beethoven-Zyklus in Japans renommiertem Konzerthaus, der Suntory Hall in Tokio, zu präsentieren und beglückte Papst Benedikt an seinem Namenstag im Vatikan. Seit 2006 ist das Henschel Quartett prominenter Botschafter der SOS-Kinderdörfer, denen auch das Jubiläumskonzert gewidmet ist. Auf dem Programm stehen Werke von Brahms und Mendelssohn Bartholdy sowie eine Uraufführung von Stefan Wick. | **Allerheiligen-Hofkirche | Residenzstr. 1 | 19.00 | Tickets: München Ticket**

Sa, 26.10.

MUSIK | 10. NEUHAUSER MUSIKNACHT Da schallt und klingt es vom Rotkreuzplatz bis nach Nymphenburg! 60 Spielstätten, 70 Bands und etwa 300 Musiker realisieren zusammen die 10. Neuhauser Musiknacht. Veranstalterin Niko Strnad von Bang Bang! Concerts und Mitorganisator Ryan's Muddy haben ein Programm zusammengestellt, das von Jazz, Swing, Blues und Pop über Hip Hop und Schlager, bis hin zu Rock Classics und Eigenkompositionen reicht. Dabei sein ist schön: Letztes Jahr waren es 7000 Gäste, Tendenz steigend. | **Diverse Orte | 20.00–00.00 Tickets: München Ticket | www.neuhausermusiknacht.de**